

ARCHITEKTUR. BILDUNG. LANDSCHAFT.

23. Juni 2017 | 11. Symposium
zur Förderung der Baukultur in Niedersachsen



universitätsbibliothek



ARCHITEKTUR.

BILDUNG.

LANDSCHAFT.

**23. Juni 2017 | 11. Symposium
zur Förderung der Baukultur in Niedersachsen**

Inhalt

Moderation

Dr. Brigitte Schultz, Chefredakteurin Deutsches Architektenblatt

Begrüßung

4 __ *Cornelia Rundt, Niedersächsische Ministerin für Soziales, Gesundheit und Gleichstellung*

8 __ *Wolfgang Schneider, Präsident der Architektenkammer Niedersachsen*

12 __ **EINFÜHRUNG**

Stop ... and go!

Prof. Hilde Léon, Leibniz Universität Hannover, Institut für Entwerfen und Gebäudelehre; léonwohlhage Gesellschaft von Architekten, Berlin

16 __ **Räume des Lernens**

Zwischenräume – der neue Hauptcampus der Zeppelin Universität in Friedrichshafen

Stephanie Kaindl, as-if Architekten, Berlin

Hafven – Ein Bildungshaus für die Stadt

Anca Timofticiuc, Mensing Timofticiuc Architekten, Berlin

24 __ **DISKUSSION**

Welche Kinder- und Bildungslandschaft braucht die Stadt?

Dr. Brigitte Schultz im Gespräch mit:

Prof. Frank Hausmann, Hausmann Architekten, Aachen

Wolfgang Schneider, Präsident der Architektenkammer Niedersachsen

Barbara Pampe, Leiterin Projektbereich Pädagogische Architektur, Montag Stiftung Jugend und Gesellschaft, Bonn

Volker Rohde, Stadtjugendpfleger Landeshauptstadt Hannover

28 __ **Räume der Entwicklung**

Der IGA-Campus im Rahmen der Internationalen Gartenausstellung in Berlin 2017: Eine Schule in sich.

Véronique Faucheur und Marc Pouzol, atelier le balto Landschaftsarchitekten, Berlin

Freiräume als Impuls für die Bildung

Prof. Cornelia Müller, Lützow 7 C. Müller J. Wehberg Landschaftsarchitekten, Berlin

Skate-School – Impulse für zeitgemäße Bewegungsräume

Ingo Naschold, Gründer und Inhaber DSGN Concepts, Münster

40 __ **Anhang**

Spielräume für Gestaltung. Zur Architektur von Bildungsbauten

Prof. Dr. Riklef Rambow, Karlsruher Institut für Technologie, Fachgebiet Architekturkommunikation

Kinderlandschaft – Innenstadt Zirndorf

Peter Dürschinger, dürschinger architekten, Fürth

46 __ **Kurzbiografien**

54 __ **Netzwerk Baukultur in Niedersachsen e.V.**

56 __ **Impressum**



CORNELIA RUNDT

Niedersächsische Ministerin für Soziales,
Gesundheit und Gleichstellung



Meine sehr geehrten Damen und Herren, im Namen der Niedersächsischen Landesregierung begrüße ich Sie sehr herzlich zum 11. Symposium zur Baukultur in Niedersachsen. Ich freue mich über die große Resonanz, die das diesjährige Thema »Architektur. Bildung. Landschaft.« bei Ihnen gefunden hat. Es geht heute um Räume des Lernens und der Freizeit für Kinder und Jugendliche – ein spannendes und zukunftssträchtiges Thema – das mir als Bau- und zugleich Sozialministerin in Niedersachsen sehr am Herzen liegt.

Bereits zum elften Mal können wir unser Symposium in bewährter Kooperation mit der Architektenkammer durchführen. Ich danke an dieser Stelle ausdrücklich der Architektenkammer und allen, die an der Realisierung beteiligt waren und sich heute einbringen, für Ihr Engagement. Wieder sind wir zu Beginn des Sommers hier zusammengekommen, um über aktuelle Herausforderungen von Architektur und Baukultur zu sprechen und Lösungsansätze zu diskutieren. Das finde ich nach wie vor gut und wichtig. Wir müssen bei den entscheidenden Zukunftsthemen unbedingt im Gespräch bleiben, den Austausch pflegen und gegenseitige Anregungen aufgreifen.

Baukultur und Städtebau prägen unsere gebaute Umgebung und sind somit ein Spiegelbild der gesellschaftlichen Entwicklung und Wertschätzung. Sie stellen weiche Standortfaktoren im regionalen und städtischen Kontext dar.

Vor dem Hintergrund des demografischen Wandels und mancher schrumpfender Regionen in Niedersachsen ist die Entwicklung kinder- und familienfreundlicher Kommunen für mich von großer Bedeutung. Städte, Gemeinden und Landkreise werden umso zukunftsfähiger sein, je besser es ihnen gelingt, Kindern und Jugendlichen beste Startchancen und den Familien gute Entwicklungsmöglichkeiten zu bieten.

Dazu gehört z. B., dass auch Familien mit kleinen und mittleren Einkommen in den Ballungsräumen bezahlbaren Wohnraum finden. Die Landesregierung hat den sozialen Wohnungsbau wiederbelebt, der in den vorangegangenen Jahren praktisch zum Erliegen gekommen war. In erster Linie brauchen wir wieder mehr Mietwohnungen im Preissegment für Haushalte mit niedrigem Einkommen. Dafür haben wir vor kurzem

erneut unser Förderangebot erweitert und einen Tilgungsnachlass eingeführt. Mit insgesamt 1.671 geförderten Wohnungen und Maßnahmen haben wir 2016 eine Zahl erreicht, die zuletzt im Jahr 2008 übertroffen worden ist. Es wurden 1.470 Mietwohnungen und 201 Eigentumsmaßnahmen gefördert. Knapp 114 Millionen Euro an Darlehen hat die NBank dafür bewilligt. Das ist das höchste Bewilligungsvolumen seit 1999.

Aber das Land Niedersachsen engagiert sich im Rahmen der Wohnraumförderung auch für junge Familien mit Kindern, die sich Wohneigentum zulegen möchten. Gerade für Familien mit geringen oder mittleren Einkommen ist dies häufig nicht so leicht zu realisieren. Mit zinslosen Darlehen wollen wir ihnen ein Stück weit in die eigenen vier Wände verhelfen. Bis 2019 stehen für die soziale Wohnraumförderung mehr als 800 Millionen Euro zur Verfügung. Das ist eine finanzielle Situation, die wir seit 15 Jahren nicht hatten.

Das Land Niedersachsen unterstützt mit erheblichen finanziellen Mitteln Kommunen bei ihrer städtebaulichen Erneuerung im Rahmen der Städtebauförderungsprogramme. Auch im Programmjahr 2017 werden die auf Niedersachsen entfallenden Bundesmittel in voller Höhe durch Landesmittel gegenfinanziert. Künftig wird im Rahmen der Städtebauförderung in den integrierten städtebaulichen Entwicklungskonzepten auch die Zielsetzung der Schaffung sicherer Spiel- und Bewegungsräume für Kinder im öffentlichen Raum gefordert.

Ich plädiere in diesem Zusammenhang dafür, hierbei die Möglichkeiten einer frühzeitigen Kinder- und Jugendbeteiligung stärker zu nutzen. Kinder und Jugendliche sind durchaus Experten in eigener Sache. Daher sollten Orte für sie folgerichtig zusammen mit ihnen geplant und errichtet werden.

Für das Programmjahr 2017 stehen für die fünf Programme der Städtebauförderung »Soziale Stadt«, »Stadtumbau West«, »Aktive Stadt- und Ortsteilzentren«, »Städtebaulicher Denkmalschutz« und »Kleinere Städte und Gemeinden« Städtebauförderungsmittel in Höhe von rund 112,08 Mio. Euro zur Verfügung. Für das neue



Städtebauförderungsprogramm »Zukunft Stadtgrün« stehen zudem weitere Städtebauförderungsmittel in Höhe von rund 9,4 Mio. Euro zur Verfügung. Das ergibt ein Fördervolumen von insgesamt rund 121,5 Mio. Euro.

Ein besonderer Schwerpunkt ist das Programm »Soziale Stadt«, das weiterhin das Leitprogramm der sozialen Integration ist. Es trägt wesentlich dazu bei, Stadt- und Ortsteile, die städtebaulich und wirtschaftlich benachteiligt sind, zu stabilisieren und aufzuwerten und so den sozialen Zusammenhalt in diesen Quartieren zu stärken. Allein aus diesem Programm fließen in diesem Jahr Landesmittel inklusive der Bundesfinanzhilfen in Höhe von rund 33 Mio. Euro.

Parallel zur Städtebauförderung hat das Bundesbauministerium den neuen Investitionspakt »Soziale Integration im Quartier« mit 200 Millionen Euro ausgestattet. In Niedersachsen stehen in diesem Jahr Landesmittel inklusive der Bundesfinanzhilfen von rund 22,5 Millionen Euro zur Verfügung. Dieses Geld soll zur Schaffung von Orten der Integration und des sozialen Zusammenhalts unter anderem in den Ausbau und die Sanierung von Bildungseinrichtungen, Stadtteilzentren und Bürgerhäusern investiert werden.

Kinder und Jugendliche verbringen einen beträchtlichen Teil ihrer Lebenszeit in der Schule. Sie durchleben dort die entscheidende Phase ihrer Entwicklung. Neben dem Elternhaus erhalten junge Menschen gerade in den Bildungseinrichtungen ihre entscheidende Prägung für eine spätere, aktive Teilhabe an der Gesellschaft. Deshalb

ist es so wichtig, bereits an dieser Stelle nachhaltige Impulse zu setzen. Die gesellschaftliche Wertschätzung von Bildung spiegelt sich auch in den Räumlichkeiten wider, die wir als Schulbauten und Klassenräume sowie Freizeitorde anbieten.

Das heutige Symposium widmet sich dem Beitrag von Städtebau und Architektur für gute Bildung und anregende Freizeit von Kindern und Jugendlichen. Schulen, Universitäten und andere Lernräume stehen vor großen Herausforderungen. Neue Unterrichtsmethoden und die fortschreitende Digitalisierung revolutionieren den Lehrbetrieb. Es sind hier innovative Konzepte in den Bereichen Pädagogik, Lernraum-Design aber auch der pädagogischen Architektur gefragt.

Attraktive und funktionale Lern-, Bewegungs- und Rückzugsräume sowie ansprechende Außenanlagen bestimmen die Qualität und prägen das Image und das Klima der Lernorte. Die Aktionsfelder des Landes zum Thema Baukultur und Lernbauten sowie Freiräumen für Kinder und Jugendliche sind vielfältig.

Regelmäßig, alle zwei Jahre, widmet sich der Niedersächsische Staatspreis für Architektur mit unterschiedlicher Intensität diesem Themenspektrum: Bauten für Kinder und Jugendliche spielten in den Wettbewerben 2008 »Bauen für Bildung und Kultur«, 2010 »Bauen für Soziales, Gesundheit und gewerbliche Dienstleistungen«, 2014 »Bauen für Generationen« sowie 2016 »Bauen für die Öffentlichkeit« jeweils eine große Rolle.

Kindertagesstätten, Schul- und Hochschulbauten, Jugendeinrichtungen und kindgerechte Wohnbauten und Freiflächen kommen oft im Wettbewerb in die engere Wahl und werden im Rahmen der Dokumentation und der Wanderausstellung der Öffentlichkeit als beispielhaft präsentiert. Kinder und Jugendliche benötigen Orte der Begegnung, für Bewegung und Spiel sowie Räume des eigenständigen Lernens. Diese optimal zu gestalten, um für sie die besten Entwicklungsbedingungen zu schaffen, ist eine Herausforderung, der sich die Akteure im Bereich der Stadtentwicklung bewusst sind. Was wir gemeinsam erreichen wollen, ist ein schönes, qualitätsvolles und sicheres Umfeld für die Kinder und die Jugendlichen.

Es ist wichtig, die Belange und Wünsche der jungen Menschen im Blick zu haben. Junge Nutzerinnen und Nutzer sollten frühzeitig für ihre gebaute Umwelt sensibilisiert werden und sich in Stadtentwicklungsprozessen auch mit einbringen können. Ihre Gestaltungsideen sind ernst zu nehmen. Die Erfahrung, dass ihre Meinung zählt und sie sich so direkt engagieren können, ist auch ein Beitrag, ihnen einen Weg zu gesellschaftlich engagierten Mitbürgerinnen und Mitbürgern zu zeigen. Als »Expertinnen und Experten in eigener Sache« können Lernende in Planungen und die Gestaltung konkreter Maßnahmen einbezogen werden, Verantwortung übernehmen und ihre Fähigkeiten einbringen.



Wir wissen, dass sich viele junge Menschen engagieren möchten. Wenn sie es tun, ist es wichtig, dass sie dabei auch die Erfahrung machen, tatsächlich etwas bewegen und die Welt nach ihren Vorstellungen positiv beeinflussen zu können. Die Beteiligung selbst ist auch ein Prozess des Lernens und damit der Bildung. Hier kann man die Erfahrung machen, seine Ideen einbringen zu können, aber auch Kompromisse zu schließen. Natürlich bedarf es besonderer Methoden, um die Einbeziehung junger Menschen ihrem Entwicklungsstand angemessen zu realisieren. Wir fördern unter anderem die Fortbildungen des Deutschen Kinderhilfswerks, bei denen praxisnah die Durchführung und Moderation von Beteiligungsprozessen erlernt werden können.

Die Frage, ob Beteiligung funktioniert und gelebt wird, entscheidet sich vor Ort in den Kommunen und in den Einrichtungen – überall dort, wo mit jungen Menschen gearbeitet wird. Die Niedersächsische Kommunalverfassung enthält die Verpflichtung, Kinder und Jugendliche bei Planungen und Vorhaben, die ihre Interessen berühren, zu beteiligen. Hierzu wurden auch schon vielfältige Verfahren in den Kommunen entwickelt. So werden heute zum Beispiel Spielplätze zumeist mit Kindern und nicht ausschließlich für sie geplant.

In vielen Orten sind Jugendparlamente oder vergleichbare Gruppen aktiv. Und dennoch bleibt hier noch viel Entwicklungsspielraum. Entsprechende Rahmenbedingungen für die Beteiligung von Kindern und Jugendlichen müssen vorhanden sein. Auf Landesebene wird diese Kultur vielfältig unterstützt. Im Zusammenhang mit dem heutigen Symposium möchte ich Ihnen gerne den Fonds »Kinder stärken« vorstellen, den das Land Niedersachsen in Kooperation mit dem Deutschen Kinderhilfswerk (DKHW) aufgelegt hat.

Ziel des Fonds ist die Stärkung der Beteiligung von Kindern und Jugendlichen und die Verbesserung der Verankerung der Kinderrechte. Für Projekte, die die altersgemäße Beteiligung von Kindern und Jugendlichen an Entscheidungsprozessen fördern, können öffentliche und freie Träger beim DKHW unbürokratisch – online – eine finanzielle Förderung beantragen, denn an etwaigen Kosten soll die Einbeziehung junger Menschen nicht scheitern. Weitere Informationen erhalten Sie dazu auf der Webseite des Deutschen Kinderhilfswerks.

Ich wünsche Ihnen einen spannenden Tag hier in Hannover und der Veranstaltung einen konstruktiven Verlauf. – *Es gilt das gesprochene Wort.*



WOLFGANG SCHNEIDER

Präsident der Architektenkammer Niedersachsen

Sehr geehrte Frau Ministerin Rundt, liebe Kolleginnen und Kollegen, meine Damen und Herren, willkommen zum diesjährigen und mittlerweile 11. Symposium zur Förderung der Baukultur in Niedersachsen. Liebe Frau Rundt, herzlichen Dank, dass wir auch diesmal wieder in Kooperation antreten. Ohne Ihre Unterstützung wäre diese Veranstaltung, wie Sie wissen, nicht möglich. Anfang 2018 stehen nun Landtagswahlen in Niedersachsen an und insofern hoffe ich, dass uns die politische Unterstützung für das Symposium und die Baukultur insgesamt auch in den kommenden Jahren gleich welcher politischen Ausrichtung erhalten bleibt. Auch die Architektenkammer wählt – im Dezember – und ich habe im letzten Monat bereits öffentlich gesagt, dass ich nach drei Amtsperioden für eine weitere Amtszeit nicht antrete. Daher stehe ich hier an dieser Stelle und in dieser Funktion zum elften und letzten Mal.

Dem Baukultursymposium sollen beide Wahlen bitte keinen Abbruch tun. Die Veranstaltung ist fest im baukulturellen Jahresprogramm Niedersachsens verankert, die durchgängig hohen Besucherzahlen zeugen von großem Interesse. Ich denke, wir haben in den vergangenen elf Jahren auch immer die drängenden architektonischen, städtebaulichen und baukulturellen Themen aufgezeigt und diskutiert und ich bin sicher, dass wir dies auch heute tun und in den Folgejahren ebenso fortführen wollen.

Meine Damen und Herren, zum heutigen Tag zunächst eine Vorbemerkung: Kaum eine andere Disziplin reflektiert die kulturellen Wertvorstellungen einer Gesellschaft so deutlich wie die Architektur. Sie ist Gegenstand schöpferischer Arbeit und stetiger Neuinterpretation von Raum und Zeit. Vor allem aber ist sie öffentlich und daher als »res publica« ständig dem Urteil der Allgemeinheit und ihrer Benutzer ausgesetzt – ebenso dem permanenten Widerspruch zwischen Zeitgeist und Beständigkeit.

Wir wissen, dass die Architektur erst dann gesellschaftliche Akzeptanz erlangt, wenn sie positiv wahrgenommen wird. Wahrnehmung setzt jedoch Deutungsfähigkeit

voraus. Doch Architektur und Baukultur sind nicht fest im Kanon unseres Bildungssystems verankert – ebenso wenig wie ein öffentliches Bewusstsein, dass die gebaute Umwelt Menschen beeinflusst und prägt.

Unser Thema heißt »Architektur. Bildung. Landschaft.« Wir wollen Architektur für Bildung bewusst in einen Kontext aus Gebäuden und Freiräumen setzen und auch nicht nur Schulbauten betrachten, sondern den Blick weiter fassen. Bildung ist auch frühkindliche Perspektive, Freizeitgestaltung am Nachmittag oder das Weiterlernen in Hochschule oder Fortbildungseinrichtung.

Und doch ist der Begriff Bildung stets eng mit Schule verknüpft. Aktuell, weil der bauliche Zustand der Gebäude oft beklagenswert ist. In einem ZEIT-Artikel war zu lesen, dass jedes dritte Kind in der Schule nicht die Toilette aufsucht, weil sie in einem so schlimmen Zustand sind. Man stelle sich mal vor, in einem Bürogebäude gebe es diese Zustände für die Angestellten.

34 Milliarden Euro fehlen bundesweit an Mitteln zur Sanierung der Schulgebäude, so eine Schätzung des Deutschen Instituts für Urbanistik. Die Häuser sind Eigentum der Kommunen. Diese stehen in der Verantwortung den erheblichen Sanierungsstau aufzulösen. Eine Föderalismusreform, die dem Bund hier die Möglichkeit gibt, die Kommunen in der Finanzierung zu unterstützen, halte ich für sinnvoll. Allein in Norddeutschland gibt es laut Statistischem Bundesamt 6.651 Schulen, viele dieser Gebäude stammen aus den 1960er- und 70er-Jahren. Weder die vorherrschenden Grundrisse mit langen, innenliegenden Fluren, von denen schuhkartonartige, standardisierte Klassenräume abgehen, noch die energetischen Zustände oder die betonierten Schulaußenflächen sind noch zeitgemäß.

Der marode Zustand der Schulen ist jedoch auch eine Chance. Dr. Otto Seydel vom Institut für Schulentwicklung Überlingen und Mitglied einer Expertengruppe »Schule planen und bauen« der Montag Stiftung – die wir heute zu Gast haben – spricht



von der notwendigen »pädagogischen Sanierung« der Schulgebäude. Sogenannte Schulkartonklassen taugten eben nicht mehr für die pädagogischen Anforderungen, die heute zu Recht erhoben werden. Unterricht soll heute jedem Einzelnen gerecht werden, statt Kreide werden immer öfter Laptops und White-Boards eingesetzt, aus Halbtagsschulen werden Ganztagschulen, von einem gegliederten System vollzieht sich der Wandel zur inklusiven Schule. Fächerübergreifender Unterricht, Lernwerkstätten, Workshops zeigen, dass Schule heute anders funktioniert, als viele von uns das noch aus eigener Erfahrung kennen.

Daher ist es gerade für Architekten, die nun die anstehenden Herausforderungen räumlich umsetzen müssen, wichtig, nicht alte Vorstellungen zu übersetzen, sondern sich an modernen Leitbildern zu orientieren. Von diesen wollen wir heute einige aufzeigen und auch darüber diskutieren. Am Nachmittag werden wir dann die Freiräume einbeziehen, denn lernen findet nicht nur in geschlossenen Räumen statt, gerade die Außenräume bieten ein bisher zu wenig genutztes Potential für die Entwicklung der

Schülerinnen und Schüler. Die Architektenkammer hat in den letzten Jahren bereits zahlreichen Schulen im Rahmen des Projekts »Architektur macht Schule« Beratungen durch Landschaftsarchitekten angeboten, die gern in Anspruch genommen wurden, um in diesen Bereichen Verbesserungen vorzunehmen.

Die Architektenschaft kann vor allem mit qualitätsvollen Lösungsbeispielen Wege in der Debatte aufzeigen und in Zusammenarbeit mit Politikern, Pädagogen, Erziehungswissenschaftlern oder Didaktikern einen Beitrag für die Bildung von Morgen leisten. Die Neuausrichtung moderner Bildungsvermittlung muss einhergehen mit einer räumlichen Entsprechung. Nicht gegen den Raum, wie heute, sondern mit dem Raum muss Unterricht möglich werden. Hierfür sind andere Platzangebote, Flexibilität, Licht und gute Akustik nur ganz wenige Stichworte, die ich nennen will – auch um unseren Referentinnen und Referenten nicht vorzugreifen. Wer, wenn nicht die Architekten, Innen- und Landschaftsarchitekten sollen architektonische und baukulturelle Lösungen liefern und sich als Partner der Bildungsträger anbieten? Baukulturelle Lösungen auch, weil sich die Schulen immer stärker zur Stadt hin öffnen und im besten Fall ganzen Quartieren so etwas wie ein Zentrum bieten.

Meine Damen und Herren, im ersten Block der heutigen Veranstaltung begrüße ich sehr herzlich die Architektinnen Stephanie Kaindl sowie Anca Timofticiuc. Sie werden uns Projekte aus den Lernorten Hochschule und Weiterbildung präsentieren. Ich bin gespannt auf Ihre interessanten und sehr unterschiedlichen Projekte und begrüße Sie ganz herzlich in Hannover.

Anschließend diskutiert unsere heutige Moderatorin Dr. Brigitte Schultz die Frage, welche Bildungslandschaften wir benötigen. Liebe Frau Dr. Schultz, ich freue mich Sie hier begrüßen zu dürfen, Sie sind seit Anfang Mai neue Chefredakteurin des Bundesteils des Deutschen Architektenblatts in Berlin. Als frühere Redakteurin der Bauwelt kennen Sie das Metier und die aktuelle Ausgabe des Architektenblatts setzt sich ja ebenfalls mit dem Thema Bildung auseinander – einige Exemplare liegen oben auch aus. Herzlich Willkommen, Frau Dr. Schultz, im Kreis der Architektenkammern.

Ihre Diskussionspartner sind Prof. Frank Hausmann aus Aachen, ein ausgewiesener Experte des Schulbaus, und Barbara Pampe von der bereits erwähnten Montag Stiftung. Julia Krüger vom Fachbereich Jugend und Familie der Stadt Hannover, die Sie noch in Ihrem Programm finden, ist leider krank. Von dieser Stelle: Gute Besserung. Wir haben mit Volker Rohde aber hervorragenden Ersatz, Herr Rohde ist Leiter des Fachbereichs Jugend und Familie der Stadt Hannover. Auch Ihnen danke ich sehr für Ihre heutige Beteiligung. Ich selbst werde mich auch in die Runde begeben und freue mich auf das Gespräch mit Ihnen.



Nach dem Mittagessen werden uns Véronique Faucheur, Marc Pouzol, Prof. Cornelia Müller und Ingo Naschold Projekte für den Außenraum vorstellen – vom grünen Klassenzimmer bis zur Skate-Anlage. Auch Ihnen allen ein herzliches Willkommen.

Prof. Dr. Riklef Rambow vom Karlsruher Institut für Technologie ist leider ebenfalls erkrankt (Text seines geplanten Vortrags im Anhang). Prof. Hilde Léon von der Leibniz Universität Hannover hat sich dankenswerter Weise bereit erklärt, die Einführung zu übernehmen. Liebe Frau Léon, herzlich willkommen. Stop ... and go! heißt ihr Vortrag und ich hoffe, dass dieser Tag doch sehr zum GO, zum positiven Aufbruch im Bildungsbau beitragen wird. Ich denke, das Programm hat das Potential dazu und ich wünsche allen einen interessanten, spannenden und inspirierenden Tag und dem Symposium auch in Zukunft den Puls der Zeit.

PROF. HILDE LÉON

Leibniz Universität Hannover,
Institut für Entwerfen und Gebäudelehre;
léonwohlhage Gesellschaft von
Architekten, Berlin



Stop ... and go!

Stop and go ruft ja viele, insbesondere negative Assoziationen hervor: Schnecken-tempo in zäh fließendem Verkehr, man kommt nicht vorwärts, es geht nicht weiter, man kommt nicht an, man ist genervt. Kein Fortschritt, nirgendwo. Und damit will man doch auf keinen Fall in Zusammenhang gebracht werden, erst recht nicht auf einem Symposium der Baukultur mit dem Titel »Architektur. Bildung. Landschaft«. Veränderungen und Anforderungen sind angesagt. Es soll doch vorangehen, oder?

Bessere Bildung, aktivere Kommunikation, größere Chancen, maximale Versorgung! Darüber streiten sich die Experten wie Pädagogen, Soziologen, Bildungsforscher. Die Architekten sind das letzte Glied in der Kette, dann sind die Raumprogramme und insbesondere die Größen der Schulen schon bestimmt. Sie sollen umsetzen, was an neuen Räumen für eine neue Pädagogik notwendig erscheint. Und das heißt heute: auf gar keinen Fall Flure! Sondern Cluster und offene Räume, lichte Räume, transparente Atmosphäre! Und die Beispiele auf diesem Symposium machen das Potential von Architektur und Freiraum als eine Grundlage für Bildung sichtbar: Der öffentliche Innen- und Außenraum ist gebaute Umgangsform. Und damit sind gute Voraussetzungen für positive Bildung gegeben.

Stop and go meint hier nicht Stillstand, sondern Innehalten in einem immerwährenden Prozess. Denn es gibt kein Ankommen, die Schleife muss immer wieder gedreht werden. Die Frage nach Qualität muss immer wieder neu gestellt werden. Denn es gibt Erkenntnisse, aber nicht selbstverständliche Ergebnisse. Es bleibt eben ein dialektischer Prozess, den man sich immer wieder neu erobern muss: das Verhältnis von Bildung und Architektur, Freiraum und Stadt. Das müssen wir immer wieder neu verhandeln und immer wieder neu in Beziehung setzen. Eines ist sicher: Es gibt keine Eindimensionalität, sondern miteinander verwobene Themen.

Schulbau ist eben nicht die Umsetzung eines Bildungsprogramms in Räume, sondern im besten Sinne ist Schulbau auch Städtebau. Als öffentliches Gebäude und

als öffentlicher Freiraum haben Schulen das Potential als ein Ort in der Stadt präsent zu sein, Akzente zu setzen und sich entsprechend stärker der Öffentlichkeit zu öffnen. Gleichzeitig ist es ein Schutzraum für die Schüler und Schülerinnen, ein Arbeitsplatz für die Lehrer und Lehrerinnen, eine Anlaufstation und Stütze für Eltern und andere Verwandte, also ein Raum des Ankommens und Verweilens.

Schulbau ist eben nicht nur Programm, sondern soll eine Aneignung erlauben. Dazu gehört beispielsweise Veränderungen zuzulassen, aber auch vorgegebene Richtungen zu sprengen. Genau deswegen erscheinen Konzepte, bei denen ein Bestandsgebäude integriert werden muss, häufig offener als bei reinen Neubauten. Musterprogramme lassen sich bei einem Bestand nicht einfach so linear verwirklichen. Die vorgegebenen Programme müssen dem Vorgefundenen angepasst werden, die Programme werden dadurch dehnbar. Bestehende Schulen manifestieren eben die pädagogischen Programme und die Rolle von Bildung vergangener Zeiten. Aber die Räume bleiben und im besten Falle gewinnen sie neu an Bedeutung. Und natürlich müssen Ergänzungen gemacht werden. So werden zum Beispiel inzwischen nicht mehr riesige Aulen gebaut, wie zu Anfang des 20. Jahrhunderts. Auch Flure und insbesondere Treppenhäuser hatten eine opulente Präsenz, die heute so nicht mehr gebaut wird. Ganz im Gegenteil werden diese Räume sprachlich verräterisch mal als Fluchtweg oder als Erschließung oder als Verkehrsfläche herabgesetzt. Sie werden auf ein Verhältnis von Nutzfläche zu Geschossfläche reduziert. Aber gerade diese Zwischenräume, diese programmlosen Räume lassen Zufälligkeiten zu, sind Angebote. Hier kann sich ein Konzept entfalten, wird Architektur sichtbar, weit mehr als in dem nutzungsbelegten Raum des Musterraumprogramms.

Auch die Leichtigkeit der 50er-Jahre mit ihren kleinen Schuleinheiten bietet Möglichkeiten, die uns heute bei einem Umbau ästhetische und räumliche Potentiale aufzeigen. Unser Ziel war es denn auch bei der Erweiterung der Renee-Sintenis-



Schule, unser erstes realisiertes Projekt 1994, den Charakter der bestehenden Schule zu erhalten und die Erweiterung so zu ergänzen, dass ein neues Ganzes zwischen Schulgebäude und Freiraum entsteht. Dabei ist die neue Turnhalle so gestaltet, dass sie als Festsaal der Schule direkt durch große Tore mit dem Hof verbunden werden kann. Die gute Akustik und die elegante Wandbekleidung geben dieser Idee Ausdruck.

Die wunderbare Gemeindeschule des Berliner Stadtbaurats Ludwig Hoffmann, übrigens ein Baudenkmal, konnten wir 1998 zu einem Oberstufenzentrum umbauen und erweitern. Dort findet sich genau die schon beschriebene räumliche und gestalterische Qualität. Hier behauptet sich unser Neubau als ein potenter mächtiger Bau-



körper, als ein dualistisches Gegenüber zum potenten Altbau mit all den Nutzungen, wie Sporthalle, Mensa, Verwaltung, eben all den Sonderräumen, die es im Altbau nicht gibt. Gleichzeitig hat dieses Oberstufenzentrum ein städtebauliches Gewicht in der heterogenen Umgebung. Auch bei der Erweiterung der Liselotte Rauner-Schule in Wattenscheid, einer Hauptschule aus den 30er-Jahren, war das Konzept der Erweiterung stark auf eine öffentliche Präsenz eines neuen Ganzen ausgerichtet.

Unabhängig davon, ob es sich um einen Umbau, Weiterbau oder Neubau einer Schule handelt, geht es eben weniger darum, eine bauliche Antwort auf ein fest definiertes pädagogisches Programm zu geben, sondern die Möglichkeiten einer starken, öffentlich wirksamen Architektur mit städtischer Präsenz auszuloten. Die Architektur muss Raum bieten, der von den verschiedenen und den sich immer wieder verändernden pädagogischen Programmen erobert werden muss. Im besten Falle liefert Architektur genügend Energie über ihre katalysatorische Kraft.

Um neue Erkenntnisse zu erzielen, kommunizieren wir miteinander, lassen uns von den unterschiedlichen Sichtweisen mitnehmen, verführen und nehmen das als Folie für unser eigenes Weitermachen. Und das machen wir bei diesem Symposium: Stop. Und nun geht es eben wieder weiter: Go!



Fotos: © Christina Richters, Berlin



STEPHANIE KAINDL

as-if Architekten, Berlin



Zwischenräume – der neue Hauptcampus der Zeppelin Universität in Friedrichshafen

»Die Universität müsste also auch der Ort sein, an dem nichts außer Frage steht« – Jaques Derrida in »Die unbedingte Universität« 2001

Die Erwartungen und die Anforderungen an Lernräume sind im Wandel begriffen. Dies gilt übergreifend für alle Altersstufen vom Kindergarten über die Schule bis zur Universität. Die Erkenntnis, dass in Zukunft nicht mehr der Frontalunterricht, sondern das selbst initiierte Lernen im Austausch mit Anderen im Mittelpunkt stehen wird, hat die Raumkonzeptionen von Schulen und Kindergärten bereits grundlegend verändert. In den Raumprogrammen neuer Universitäten findet sie bislang noch wenig Widerhall.

Als die Zeppelin Universität (ZU) in Friedrichshafen den 2010 ausgelobten Wettbewerb für den neuen Hauptcampus am Kasernenstandort Fallenbrunnen vorbereitete, formulierte sie zuoberst ein Ziel: Räume für innovative Lehrformate zu schaffen, die

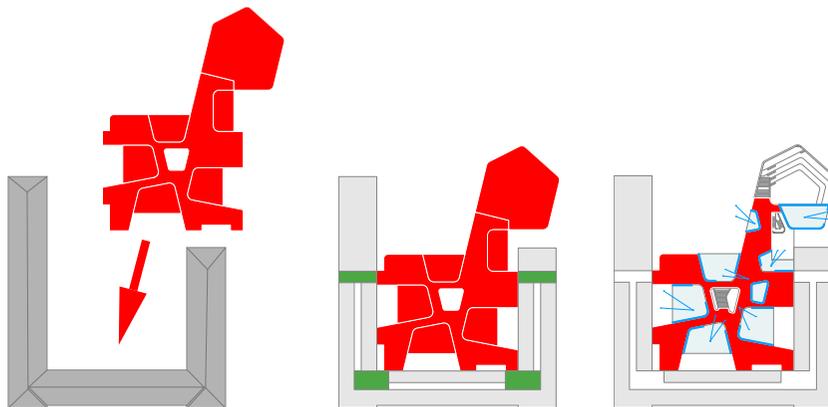
die Haltung der Universität als inspirierenden geistigen Raum widerspiegeln sollen. Flexible Gestaltungs- und Umnutzungsmöglichkeiten und die Veränderbarkeit der Räume sollten die Nutzer zu einer kreativen und vielfältigen Aneignung einladen.

Dass dieser experimentelle methodische Ansatz der ZU, die sich selbst als »Pionieruniversität« versteht, seinen Rahmen in der Disziplinararchitektur einer NS-Kaserne aus den 1930er-Jahren finden würde, wirkte zunächst als Widerspruch in sich. Bald stellte sich aber heraus, dass gerade dieser Konflikt fruchtbares Potential barg.

Die Herausforderungen lagen vor allem im Umgang mit der kleinteiligen Raumstruktur und der monotonen linearen Mittelgangerschließung des Bestandsgebäudes, aber auch in der Wichtigkeit seiner Materialität und seines gesamten architektonischen Ausdrucks. Gleichzeitig war es essentiell, die Authentizität der Kaserne zu bewahren, um das Konzept von Kontrast und Zusammenspiel zwischen Alt und Neu inhaltlich und gestalterisch zu verdeutlichen. Nicht zuletzt galt es, eine eigene Haltung für das neue Campusgebäude im denkmalgeschützten Ensemble von insgesamt sechs Kasernengebäuden zu entwickeln.

Die Überbauung des früheren Kasernenhofs mit einer zweigeschossigen Plattform bindet das rigide Korridorsystem des u-förmigen Kasernengebäudes in ein komplexes Wegenetz ein. Die kleinteilige räumliche Struktur des Altbaus wird dabei weitgehend beibehalten. Die Ebenen der neuen Hofüberbauung sind dagegen als fließendes Raumkontinuum konzipiert. Hier sorgen eingeschnittene Patios, Oberlichter und Glasfassaden für Tageslicht und – trotz der realen räumlichen Enge im einstigen Kasernenhof – für ein Gefühl von Weite. Blickverbindungen reichen weit in die Gebäudetiefe hinein.

Die Architektur empfängt im Inneren mit einer leicht geschwungenen Treppe. Dynamisch gerundete Bauformen verwandeln das Entree in eine atmosphärisch



dichte freie Bühne. Mensa mit Espresso-Bar, Aufenthaltsbereiche und das Forum – ein großer Vortrags- und Versammlungsraum – gehen in einer großen offenen Raumzone ineinander über. Auch Bibliothek und Lehrräume sind durch gebogene Fensterflächen einsehbar.

Eingestellte Raumkörper gliedern die Neubaufächen so, dass sich Bewegungszonen dazwischen immer wieder zu größeren Raumnischen weiten. Diese »Zwischenräume« bilden den eigentlichen Kern des Funktionsprinzips des Gebäudes: Sie können durch Vorhänge variabel definiert und flexibel bespielt werden. Vor allem dienen sie den Studierenden als Präsentationsflächen und zum freien Arbeiten. Mit schwarzer Tafelfarbe gestrichene Wände werden in den Fluren und Zwischenräumen des Neubereichs dabei als Schreiboberflächen und analoge Displays genutzt.

Vorgesehen waren diese »Zwischenräume« im ursprünglichen Raumprogramm nicht. Wir erfanden sie erst in der Wettbewerbsphase, indem wir einige der 22 geforderten großen Seminarräume zu offenen und flexiblen Lerninseln uminterpretierten. Dieses offene Raumkonzept war der entscheidende Punkt bei der Prämierung unseres Entwurfes mit dem 1. Preis.

Der Bauherr bekannte sich im weiteren Entwurfsprozess konsequent zu dieser Entscheidung über alle Hürden der Abstimmungen mit den Fachingenieuren für Brandschutz und Akustik hinweg. Durch den Einbau einer Sprinkleranlage konnte sowohl die Offenheit der Räume gewahrt, als auch die Freiheit der Nutzung sichergestellt werden: Die Möblierung und Nutzbarkeit der offenen Flächen für Präsentationen und Rauminstallationen wird nicht durch besondere Anforderungen an den Brandwiderstand oder die Baustoffklasse der eingesetzten Materialien eingeschränkt.

Die erforderliche akustische Bedämpfung der offenen Räume wird durch Absorberstreifen in der Sichtbetondecke – auf diese Weise hier erstmalig eingesetzt – so gut erfüllt, dass letztlich auf einen schalldämpfenden Bodenbelag verzichtet und flächendeckend Sichtestrich eingesetzt werden konnte.

Dass die Wandoberflächen überwiegend mit schwarzer Tafelfarbe gestrichen wurden, geht ebenfalls auf den intensiven Austausch zwischen Bauherrn und Architekten während der Entwurfsphase zurück: An der ZU ist es üblich, die Seminare über Tafelbilder zu entwickeln. Ideen und Thesen aber auch spontan zu visualisieren und miteinander zu kommunizieren, sollte auch außerhalb der Seminarräume möglich sein. So wurde die Funktion als Wandtafel zum bestimmenden gestalterischen Element der Wände: Die dunkle Farbe steht im Kontrast zu den Sichtbetonflächen und suggeriert räumliche Tiefe.

Die Architektur geht bewusst zurückhaltend mit Farben um und setzt auf die Kraft robuster Materialien. Sichtbeton, Estrich und die industriell anmutende verzinkte



Stahlblechfassade machen den Neubau zur Werkstatt. Im Altbau bewahren die alten Fliesenböden, die ursprüngliche Dachdeckung und der alte Außenwandputz mit seinen typischen Details – in Referenz zur Neubaufassade silbern gestrichen – den Charakter der Kaserne.

Transparenz und Raumgeometrie tragen dazu bei, den Bau als einen einzigen gemeinsamen Raum zu erleben. Hieraus bezieht das Gebäude seine integrative Kraft. Übergänge zwischen altem Bestand und Neubau werden bewusst thematisiert. So entsteht ein Raumgefüge ganz eigener Qualität, das sich auch im Freiraum weiter fortsetzt. Eine durch Hochbeete gegliederte Dachterrasse fungiert als Freiluft-Seminarbereich. Umgeben ist sie von dem historischen Biberschwanzdach, sodass sie den Charakter eines gewachsenen urbanen Platzes gewinnt.

Dass die Aneignung durch die Studierenden gelang, ist neben der Architektur auch den verschiedenen Fachbereichen der Universität zu verdanken: neben Staats-, Gesellschafts- und Wirtschaftswissenschaften nehmen die Kultur- und Kommunikationswissenschaften eine zentrale Rolle ein. Dieses Department organisiert nicht nur Kooperationen mit Künstlern, für die mit der »White Box« ein Ausstellungsraum zur Verfügung steht, sondern auch Workshops, um die »Zwischenräume« mit von Studierenden selbst gebauten Möbeln auszustatten. Im Alltag werden die Räume rund um die Uhr genutzt und das oft anders als gedacht: In der Mensa wird gelernt und diskutiert, auf den breiten Treppen Yoga praktiziert, im großen Auditorium finden Bankette statt, in den Zwischenräumen werden Projekte präsentiert, gearbeitet, »gechillt« und gekickert.

Die Studierenden haben – angeregt durch das methodische Konzept der Lehrenden – das Haus für sich in Besitz genommen. Die Bereitstellung von unterdeterminierten Flächen, den »Zwischenräumen« hat sich als äußerst produktiv erwiesen und dem Lehrbetrieb neue Nuancen hinzugefügt. Die Räume erfahren durch die Nutzer ganz selbstverständlich Umdeutungen. Innerhalb eines »normalen« Raumprogramms ist es dank der kreativen Unterstützung des Bauherrn gelungen, nutzungsneutrale Flächen bereit zu halten, die Mehrfachdeutungen zulassen – eine Grundvoraussetzung damit die Akteure in den Aneignungsprozess einsteigen können.

Raum zum freien Denken – auch jenseits der Disziplinen –, Orte für Begegnungen und den Dialog zwischen Lehrenden, Lernenden und der Öffentlichkeit gehören zum Selbstverständnis der 2003 gegründeten Zeppelin Universität. Der neue Hauptcampus ist ein Ort des konzentrierten Lehrens, Lernens und Arbeitens geworden, aber auch eine kreative Denkwerkstatt, vielstimmige Diskursarena, ein Co-Working-Space und eine Plattform des offenen Austausches. Entstanden ist ein aneignungsoffenes Gebäude, das Begegnungen inszeniert und zu selbstbestimmtem Handeln auffordert.



ANCA TIMOFTICIUC

Mensing Timofticiuc Architekten, Berlin



Hafven – Ein Bildungshaus für die Stadt

Ein ehemaliges Industriegebiet inmitten der Stadt

Das Grundstück befindet sich in der Nordstadt von Hannover, an der Ecke Weidendamms/Kopernikusstraße. Es war vor seiner Bebauung ein Reststück einer sehr kleinen Blockrandbebauung, die wie eine kleine Insel wirkte. Lange Zeit wurde es als Tankstelle, danach als Parkplatz genutzt. Gleich nebenan befindet sich das stillgelegte Areal des Hauptgüterbahnhofs von Hannover, welches sich aktuell im Umbruch befindet und zu neuem Leben erwacht. Vor dem zweiten Weltkrieg waren der Hauptgüterbahnhof und die florierende Nordstadt geprägt von erfolgreichen Industrie- und Gewerbebetrieben, die den Austausch von Produkten mit der ganzen Welt betrieben. Gummi- und Schokoladenhersteller waren die Hauptarbeitgeber dieses Stadtteils. Aus diesem wirtschaftlich relevanten Grund wurde der Ort fast komplett durch Bombenangriffe zerstört.

Als Geschichtsträger dieser verlorenen Zeit verblieben nur das Gebäude der Continental AG mit seiner imposanten, langen Klinkerfassade gegenüber den Gleisen und ein alter Wasserturm aus Beton direkt gegenüber vom Grundstück. Ebenfalls an das Grundstück angrenzend wirkt sich die Wohnbebauung, größtenteils aus den 1950er-Jahren, auf die Atmosphäre des Ortes aus. Die leicht verschlafene wirkende Ruhe der kleinen Nebenstraßen, trifft auf die Wucht einer postindustriellen urbanen Rauigkeit.

Die Industrie 4.0 kehrt zurück in die Mitte der Stadt

Zusammen mit Anderen Möglichkeitsräume schaffen, in denen sich utopisch scheinende Ideen materialisieren können: So klang die Aufforderung des Bauherrn und der zukünftigen Nutzer für den Bau des »Hafven«. Als Kreativ- oder Innovationssektor benannt, passen die neuen Firmen und Produkte des »Maker Movement« nicht in die herkömmlichen Kategorien der Wirtschaft. Ebenso wenig passen die benötigten Räume für diese Mischung aus Technologie, Forschung, Produktion und Vertrieb in

unser traditionelles Bild. Wenig klar war anfangs das Bild für ein Gebäude, welches die Anforderungen dieses neu wachsenden Sektors an diesem speziellen Ort in der Stadt erfüllen konnte. Wie zeigt sich so ein neuer Gebäudetypus in der Stadt, und wie funktioniert ein solches Programm im Inneren?



Foto: © Hélène Binet

Eine große Halle für die Stadt

Mit dem Bild von den beeindruckenden Räumen alter Fabriken und Hallen zur Produktion aus dem letzten Jahrhundert im Kopf, machte man sich auf die Suche nach einem neuen Industriebau für unsere Zeit. Um diese Vorstellung zu erreichen, musste man wieder eine große Halle bauen. Aber das Haus sollte so flexibel sein, dass auch die Einteilung in viele kleine Werkstätten möglich wäre. Wie kann der Charakter einer großen Halle erreicht werden, ohne nur eine Halle zu bauen? Dazu wurde ein besonderer Außenraum entwickelt, ein sehr spezieller Innenhof, der sich auf jeder Ebene geometrisch wandelt. Jeder Innenraum »schaut« in diesen Hof. Dieser Hof gibt einem immer das Gefühl, in einem sehr viel größeren Raum zu sein, ähnlich zu dem Gefühl in einer Halle zu stehen. Damit sich der Eindruck wirklich einstellt, musste die Fassade zur Stadt extrem geschlossen und die Fassade zum Hof extrem geöffnet werden. Die Geschossdecken durften nicht an der inneren Fassade enden, sondern weiter in den Hof hineinlaufen. Das Dach scheint von oben aufgeschnitten zu sein. Das Material im Hof ist das gleiche Material wie im Innenraum. Nun oszilliert der Eindruck zwischen Innen- und Außenraum.

Von außen betrachtet wirkt das Gebäude sehr geschlossen und autistisch, gleichzeitig neigt es sich aber seinen Nachbarn entgegen und vermittelt die unruhigen Höhenverhältnisse seiner Umgebung. Ist es nicht so, dass uns etwas geheimnisvoll geschlossenes neugieriger macht, als etwas, was komplett einzusehen ist? Die dunkle, anthrazitfarbene Fassade verstärkt den geheimnisvollen Eindruck. Man kann das Gebäude von außen nicht einordnen. Diese Tatsache ergibt einen Reichtum an Interpretationsmöglichkeiten für den Betrachter und gibt dem Haus Tiefe und Bedeutung. Auch konstruktiv lässt sich das Gebäude nicht eindeutig klassifizieren: Handelt es sich um einen Massivbau oder um einen Skelettbau? Beide Systeme scheinen auf ungewöhnliche Art und Weise durch den Beton miteinander verwachsen zu sein.

Innovationsgehalt

Der Hafven ist ein einzigartiges Programm aus Coworking und Maker-Space mit offenen Werkstätten. Forschung und Bildung finden in diesem Haus zusammen, kehren als Funktionen in die Stadt zurück und bereichern das tägliche Leben an einem urban verdichteten Ort – und das Ganze privat finanziert. Eine neue Typologie wurde entwickelt, ähnlich der Stockwerk-Fabriken. Große, nutzungsneutrale, stützenfreie Innenräume (große Spannweiten) – vollverglast zu den davorliegenden, zusammenhängenden Außenflächen – bilden einen ungewöhnlichen, lebendigen Innenhof aus. Zusammenhängende, fließende Räume und die starke Transparenz im Innern ermöglichen die Anforderungen an das innovative Programm. Hinzu kommt die rohe Detaillierung

der Oberflächen: Boden, Decke und Wand sind innen wie außen aus Sichtbeton in hoher handwerklicher Qualität. Damit erzielt das Haus eine sehr hohe Robustheit und Langlebigkeit in den Materialien.

Beitrag zur Gestaltung des öffentlichen Raumes

Der starke Baukörper beruhigt und stärkt die städtebaulichen Konturen. Er vermittelt die unruhigen Höhenverhältnisse seiner Umgebung. Er macht aus einer offenen Werkstatt durch den öffentlich zugänglichen Hof eine soziale Interaktionsfläche mit großer Aufenthaltsqualität. Trotz prägnanter Geschlossenheit ermöglichen Durchblicke und Einblicke eine Tiefenstaffelung des Stadtraums. Ein geheimnisvoller Ort ist in der Stadt entstanden, den es zu entdecken gilt. Eine Eingangsrampe vermittelt die Topografie und schafft einen fließenden Übergang im Erdgeschoss. Die Kubatur des Gebäudes »fluchtet« nicht an den Straßenprofilen, sondern bietet subtile Aufweitungen der Bürgersteige an den Ecken an.

Maßnahmen zur technischen Gebäudeausrüstung

Ein Minimum an Technik! Kostspielige technische Lösungen werden durch bauliche Maßnahmen ersetzt. Das gesamte Gebäude ist geometrisch so aufgebaut, dass (max.) 400 qm-Einheiten mit eigenständiger Versorgung ausgebildet sind. Diese können individuell installiert und gestaltet werden. Es gibt große Speichermaße der Wände, Böden und Decken mit Betonteilaktivierung (Sommer Kühlung/Winter Heizung), mechanische Nachtkühlung durch Querlüftung, baulichen Sonnenschutz durch weit auskragende Decken, die mit hängenden und steigenden Pflanzen geplant sind. Momentan werden Sonnenkollektoren auf dem Dach getestet. Das Gebäude untersucht nutzerabhängig den Einsatz neuer Technologien.

Kosteneffizienz und Baukonstruktion

Roh und Direkt! Bedingt durch das große bebaute Volumen des Hauses – im Vergleich zu der effektiv beheizten Nutzfläche – entstand ein hoher Druck, Kosten zu sparen. Das große Volumen des Hauses ist das Resultat eines opulenten Umgangs mit den Freiflächen. Das Gebäude kommuniziert innen und außen über das Material Beton und ist mit den wenigen Elementen klar und einfach.



Fotos: © Hélène Binet



Welche Kinder- und Bildungslandschaft braucht die Stadt?

Dr. Brigitte Schultz im Gespräch mit:

Prof. Frank Hausmann, Hausmann Architekten, Aachen

Wolfgang Schneider, Präsident der Architektenkammer Niedersachsen

Barbara Pampe, Leiterin Projektbereich Pädagogische Architektur, Montag Stiftung Jugend und Gesellschaft, Bonn

Volker Rohde, Stadtjugendpfleger, Landeshauptstadt Hannover

(im Foto von links nach rechts)

Lange Flure, von denen rechteckige, standardisierte Klassenzimmer abgehen: So sehen die meisten Schulen in Deutschland aus. Während die Architektur meist einem tradierten Verständnis von Unterricht entspricht, in dem der Lehrer vorne an der Tafel steht und die Schüler aufgereiht vor ihm sitzen, haben sich die Unterrichtsformen an vielen Schulen längst gewandelt – weg vom Frontalunterricht hin etwa zu Kleingruppen oder individuellen Lernräumen. Immer häufiger werden zudem digitale Medien wie interaktive Whiteboards oder Laptops eingesetzt.

»Der Klassenraum ist mit den heutigen Bedürfnissen heillos überfordert«, sagte Frank Hausmann, Architekt aus Aachen. Schule sei inzwischen viel offener und transparenter geworden, als noch vor einigen Jahren und biete Schülern und Lehrern mehr Möglichkeiten. Barbara Pampe, Leiterin Projektbereich Pädagogische Architektur der Montag Stiftung Jugend und Gesellschaft in Bonn, sprach gar von einem extremen Gesellschaftswandel in den vergangenen 30 Jahren: Die Art und Weise, wie Wissen vermittelt werde, habe sich komplett verändert. »Aber unsere Schulen sind noch so konzipiert wie vor 100 Jahren«, konstatierte sie.

Die Institution Schule stand im Fokus der Diskussion, die von Dr. Brigitte Schultz, Chefredakteurin des Deutschen Architektenblattes, moderiert wurde. Dem diagnostischen Blick auf die derzeitige Situation folgte eine Schilderung von Therapieansätzen. So ging Pampe kurz auf Modelle in München und Köln ein: In der bayerischen Landeshauptstadt werden neue Schulen grundsätzlich nach dem sogenannten Cluster- beziehungsweise Lernhausprinzip gebaut. Dort gruppieren sich verschiedene Räume für kleine Schülergruppen und Lehrerteams um einen multifunktionalen »Marktplatz«. In Köln wurden zwei Pilotprojekte ins Leben gerufen, die eine zukunftsfähige Architektur für Schulen aufzeigen sollten.

Wolfgang Schneider, Präsident der Architektenkammer Niedersachsen, verwies darauf, dass den Nebenflächen in Schulen eine große Bedeutung innewohne: »Schule braucht beides: offene und geschlossene Räume. Flure zum Beispiel sind wichtige Kommunikationszonen. Wir sollten künftig mehr Möglichkeitsräume schaffen mit verschiedenen Funktionen.« Pampe sprach sich ebenfalls für eine multifunktionale Nutzung von Räumen aus und sagte, dass Architekten die Experten für die bauliche

VOLKER ROHDE
»Bei Beteiligungsprozessen mit Kindern und Jugendlichen darf es keinen Bruch geben.«



BARBARA PAMPE
»Neue Modelle müssen Nachhaltigkeitswert für mehrere Jahrzehnte besitzen.«



WOLFGANG SCHNEIDER
»Schule muss sich als öffentlichen Raum begreifen.«



PROF. FRANK HAUSMANN
»Schulbauten sollten abgestimmt sein auf pädagogische Konzepte.«

Umsetzung solcher Konzepte seien. Damit sie kreative und angemessene Lösungen finden können, dürfe es allerdings kein starres Raumprogramm geben: »Wie soll der Architekt sonst etwas Neues erfinden?«, fragte sie.

»Architekten brauchen Freiheiten«, betonte auch Schneider. Die besten Ideen entstammten Wettbewerbsverfahren, die häufiger durchgeführt werden sollten. Die Realität sehe allerdings anders aus, entgegnete Hausmann: Etwa 80 Prozent aller Projekte würden im Rahmen der Vergabeverordnung (VgV) realisiert. Doch ganz gleich, welches Verfahren angewendet werde – in vielen Fällen sei es problematisch, dass es keine ausreichende Beteiligung gebe. Dabei müssten Schulbauten auf die vorhandenen pädagogischen Konzepte abgestimmt werden, forderte der Architekt. An dem Prozess sollten Lehrer, Schüler, Eltern und kommunale Verwaltungen beteiligt werden. Niemand könne besser sagen, was Schule benötige, als diejenigen, die dort unterrichten und lernen, pflichtete ihm Pampe bei.

Volker Rohde, Leiter Kinder- und Jugendarbeit der Stadt Hannover, wies darauf hin, dass solche Beteiligungsprozesse kontinuierlich ablaufen sollten: »Ein Bruch darf nicht passieren, sonst entsteht großer Frust bei den Mitwirkenden.« Das Thema Aneignung spiele eine große Rolle, hob der Stadtjugendpfleger hervor. Schulen seien wichtige Kommunikationszentren für Kinder und Jugendliche, die Grenze zwischen formeller, schulischer und non-formeller, außerschulischer Bildung weiche immer stärker auf. Deshalb könnten Jugendzentren auch an Schulen angedockt werden und Schulen ihrerseits etwa Räume zum Chillen bieten.

Wenn sich Schule zum Quartier hin öffne, ergäben sich Synergieeffekte, führte Rohde weiter aus. So könnten das Außengelände oder einzelne Räume für Freizeitaktivitäten und Kulturveranstaltungen genutzt werden. Dafür müssten allerdings zunächst die rechtlichen Rahmenbedingungen geprüft und – falls nötig – geändert werden. Schulen müssten sich als öffentlichen Raum begreifen und ins Stadtviertel integrieren, ist auch Schneider überzeugt. Insbesondere auf die Qualität der Außenflächen, die für alle zugänglich gemacht werden könnten, sollte stärker geachtet werden.

Studien zufolge müssen in den Neubau und die Sanierung von Schulen in den kommenden zehn Jahren rund 34 Milliarden Euro investiert werden. Eine gewaltige Summe, die das große Potential enthält, Lernorte zu schaffen, die den heutigen und künftigen Anforderungen gerecht werden und in denen sich Schüler und Lehrer auch künftig wohlfühlen. Schulneubauten müssten einen »Nachhaltigkeitswert für mehrere Jahrzehnte« besitzen, betonte Pampe. Dafür sollten zwar Strategien und



Rahmenrichtlinien, aber kein neuer, starrer Typus entwickelt werden: »Wir müssen ständig weiterdenken«, mahnte die Expertin für Schulbauten.

Schneider ergänzte, dass sich Ideen auf den jeweiligen Ort und die individuellen Gegebenheiten beziehen sollten. Zu Beginn eines jeden Prozesses sollten die Beteiligten die Frage klären: »Was will ich am Ende haben?« Das Ergebnis könne dann ganz individuell ausfallen, müsse aber Schule und Schüler weiterbringen, forderte Hausmann. Seiner Ansicht nach sollte nicht immer versucht werden, das große Ganze zu lösen. Besser sei es, in Einzelprojekten Erfahrungen zu sammeln.

Rohde warnte vor Schnellschüssen. Er wies darauf hin, dass viele Kommunen von der Entwicklung der Schülerzahlen überrascht worden seien. Die öffentliche Debatte verlange nun schnelle Lösungen. »Aber wir müssen schauen, welche Qualitäten wir langfristig brauchen«, sagte er. Zeitdruck werde oft als ein Totschlagargument für neue Ideen angeführt, kritisierte Hausmann und regte an, mutiger mit dem Thema umzugehen: »Vielleicht sollte man auch mal ein bisschen experimentieren. Nachjustieren kann man später immer noch.«

MARC POUZOL

atelier le balto Landschaftsarchitekten, Berlin



VÉRONIQUE FAUCHEUR

atelier le balto Landschaftsarchitekten, Berlin



Der IGA-Campus im Rahmen der Internationalen Gartenausstellung in Berlin 2017: Eine Schule in sich.

Sechshundert Meter lang und circa zwanzig Meter breit ist das Grundstück, das wir als Landschaftsarchitekten als Arbeitsfeld bekommen haben: am Rande der IGA gelegen, zwischen einer Kleingartenanlage und einem Wassergraben, mit einem großen und vielfältigen Bestand an Bäumen, Sträuchern und Gräsern. Der größte Teil des Bildungsprogramms der IGA Berlin 2017 sollte dort stattfinden. Die Grüne Liga e.V. war beauftragt, das Programm parallel zu unserer Planung zu entwickeln und wir hatten die Aufgabe, Räume und Ausstellungsflächen zu schaffen, um die zahlreichen Themen des aktuellen Umweltbildungsprogramms präsentieren zu



Fotos: atelier le balto

können. Teil unserer Beauftragung war es außerdem, parallel zu der Planung, zwei Workshops anzubieten, bei denen die Jugendlichen selbst einen Teil der Neugestaltung entwickeln und bauen sollten.

Angesichts der Aufgaben und des Geländes haben wir unserem Bauherren – den IGA-Mitarbeitern – vorgeschlagen, keine traditionelle Planung zu machen, sondern das gesamte Gelände mit Studierenden aus Landschaftsarchitektur, Hochschulen und Universitäten verschiedener Länder in einen Bildungsort zu verwandeln. Als



Plangrundlage dienten Skizzen, die Präzisierung der Ideen und Formen erfolgte durch Absteckungen vor Ort, sowie durch gärtnerische Intervention mit Scheren, Spaten, Krallen und Schaufeln. Auch Mobiliar und die Beschilderung sollten nach dem gleichen Prinzip vor Ort entwickelt und gebaut werden.

Aus den ursprünglich geplanten zwei wurden vier Workcamps, in deren Verlauf jeweils circa 20 Jugendliche unterschiedlicher Nationalitäten eine Woche Zeit hatten, das Gelände zu entdecken und mit uns an der Umwandlung zu arbeiten. Wir waren ein Team aus Landschaftsarchitekten, gelernten Gärtnern sowie Garten- und Landschaftsbaumeistern. Die vier Workcamps fanden im Februar, August und November 2016 und im März 2017 statt. Am Anfang ging es viel um Schnitt- und Schnittgut und darum, eine Pflanzenauswahl zu treffen (»Was bleibt?«). Anschließend ging es um die Markierung der Wege, die Bodenvorbereitung und den Bau des Außenmobiliars bzw. der Beschilderung. Im Herbst standen die weiteren Schritte der Bodenvorbereitung und die neue Bepflanzung im Fokus. Kurz vor der Eröffnung schließlich ging es um alle weiteren Pflanzarbeiten, die Details und Feinheiten. Die Studierenden haben gelernt, Gräser, Sträucher und Bäume zu erkennen, mit der feinen Topografie umzugehen und einen geeigneten Pflanzboden zu schaffen. Der Hauptweg, die Räume und Flächen wurden hauptsächlich aus dem Wiesen-, Sträucher- und Baumbestand heraus entwickelt. Das Bildungsprogramm wurde ständig an den vor Ort vorgefundenen Themen weiter entwickelt.

Fazit: Bildungspartner, Bauleiter und Projektmanager der IGA waren der einhelligen Meinung, dass diese Herangehensweise die optimale Antwort auf die Aufgabenstellung und den Standort war. Insgesamt befassten sich in diesem Projekt ca. 100 Studierende der Landschaftsarchitektur (École Nationale Supérieure du paysage de Versailles, Marseilles, Bordeaux; École du paysage de Nantes; Technische Universität Berlin; BoKu Wien; Beuth Hochschule Berlin) und Jugendliche aktiv und intensiv mit den Themen Umweltschutz, Umweltbildung, Naturwissenschaft und Kunst (Stadtmacher China-Deutschland; Centre Français de Berlin gGmbH; Deutsch-Französische Jugendwerk/DFJW). Im Verlauf der IGA nutzten täglich etwa 500 Kinder und Jugendliche die Möglichkeit, am Bildungsprogramm teilzunehmen.





Fotos: atelier le balto



PROF. CORNELIA MÜLLER

Lützow 7 C. Müller J. Wehberg
Landschaftsarchitekten, Berlin

Freiräume als Impuls für die Bildung

1. Überall ist Landschaft, ist Raum, Zwischenraum, freier Raum, bebaut oder unbebaut, in der Stadt und außerhalb der Stadt. »Die Landschaft beginnt dort, wohin die Schritte und Blicke sich richten. Sie endet weit jenseits in Zeit und Raum.« (Jean-François Pousse)

In Europa sind Landschaft bzw. Freiraum weitgehend gestalteter Raum. Das gilt insbesondere für das 21. Jahrhundert unter dem Eindruck von Konversions- und Industrielandschaften im Wandel zu neuen thematischen Erlebniszonen. Jeder Quadratmeter Boden ist vielfach von Menschenhand umgegraben und von den kapitalen Exemplaren der Fauna bis zum Mikroorganismus der Flora entspricht nichts mehr dem ursprünglichen Profil.



2. Dort, wo der Mensch nicht eingreift, auf länger unberührten Flächen, an Rändern und Zwischenräumen in der Stadt wie im ländlichen Raum, entsteht durch Sukzession, was ursprünglich einmal war: Wildwuchs. So lässt man unbesetztes Terrain brach liegen, um zu sehen, was sich darauf entwickelt, mehr noch aber rufen solche Gebiete geradezu nach kreativer Aneignung. Zwischenräume werden für gestalterische Eingriffe genutzt, die neue Verknüpfungen herstellen und Freiräume wieder erlebbar und nutzbar machen.

3. Die Kulturgeschichte des Gartens und die traditionelle Naturästhetik vom Erhabenen bis zur Ökosophie dienen dabei als »Fundus«.



4. Es gilt, diese Geschichten für den Ort sprechen zu lassen, sie aufzugreifen, um mit ihnen die eigene Prägung und Authentizität der Orte zu stärken – unter besonderer Berücksichtigung der Standards für Umwelt- und Naturschutz. Was können diese Orte für die Bildung leisten? Wie müssen sie gedacht werden, damit sie »funktionieren«? Was bestimmt ihre Gestaltung?

5. Grüne Freiräume können so angelegt sein, dass sie die kollektiven Erinnerungen an das Ungebändigte und Grenzüberschreitende wecken, Offenheit und Qualität und geistige Freiheit leben sollen. Die öffentlichen Orte und Ensembles werden zu gestalterisch ausdrucksvollen Räumen, Rückzugsorten für geistige Regeneration und Bühnen des urbanen Lebens.



Deutsche Schule Madrid. Foto: Grüntuch Ernst Architekten, Berlin/Celia de Coca



Deutsche Schule Madrid Lageplan, Freianlagen © Lützwow 7/Grüntuch Ernst Architekten

6. Was aber immer zu wenig beachtet wird, sind die Wahrnehmungen der Menschen, besonders von Kindern im öffentlichen Raum: Aspekte wie Dichte und Weite – zur Orientierung und Wiedererkennung eines Ortes – sowie atmosphärisch effektvolle Pointierungen aus dem Wechselspiel verschiedener Gestaltungselemente sollten den öffentlichen und naturnahen Raum bestimmen.

7. In diesem Kontext entstehen und entstanden Konzepte, die darauf basieren, bei Freiräumen für Kitas, Schulen und weiteren Bildungseinrichtungen, Impulse für eine differenzierte Wahrnehmung von Freiräumen in der Nutzung, Funktion und Gestalt durch Atmosphäre, identitätsstiftende und kulturelle Aspekte – um nur einige zu nennen – als pädagogische Angebote zuzulassen. Es gilt Neugierde und Wissensdurst zu wecken. Kinder erforschen im Spiel das Dasein und lernen es zu beherrschen. Der Aufenthalt im Freien erweitert die Erfahrungswelt und die Bewegungsfreiheit der Kinder und Jugendlichen.

8. Gartenkultur ist hier auch als Bildungskultur zu verstehen und ist wirksam und wichtiges Element für eine kulturelle Bildung bei öffentlichen Institutionen wie Kitas, Schulen, Museen sowie öffentlichen Freiräumen, wie Parks, Gärten, Promenaden.

9. Für Landschaftsarchitekten werden in z. B. kombinierten Architekturwettbewerben funktionale und nutzungsorientierte Ansprüche und Kennwerte abgefragt. Das Weitere liegt in der Hand der Entwurfsverfasser

... was Stil- und/oder Entwurfsstrategie als »ein weites Feld« zulässt bzw.

... was wir von Kindern und Jugendlichen bei »teilnehmender Beobachtung« lernen können ...

10. Last, but not least

Als kultureller Impuls dienen gesetzliche Regelungen, wie z. B. in England festgeschrieben (Zitat von 1892): »Offene Strecken, d. h. solche Räume, die dem Publikum zum Betreten und Benutzen einmal frei gestanden haben, dürfen nach gesetzlicher Bestimmung nie wieder dieser Benutzung entzogen werden.« Dies gilt bis heute. Die englische Park-, Garten-, Kulturlandschaft mit dem National Trust spricht für sich.





INGO NASCHOLD

Gründer und Inhaber
DSGN Concepts, Münster

Skate-School – Impulse für zeitgemäße Bewegungsräume

Im folgenden Beitrag geht es um eine inspirative Ideenentwicklung zur Gestaltung moderner schulischer Bewegungsräume, die zu vielfältiger Inanspruchnahme – insbesondere aus Sicht des Rollsports – einladen.

Zunächst möchte ich Ihnen aufzeigen, welche Aspekte Schulhöfe als Bewegungsraum so interessant machen. Im Folgenden werde ich die Grundanforderungen dieser Bewegungsräume darlegen und mit elementaren Begriffen aus dem Skate-Bereich erläutern. Abschließend werde ich auf wesentliche Aspekte der Gestaltung zu sprechen zu kommen. Hier werde ich erläutern, welche grundlegenden Formen einer Skateanlage sich auch in jeglicher Architektur wiederfinden. Zur Verbindung der vorgestellten Faktoren werden Sie abschließend Beispiele sehen, welche die Gestaltungsmöglichkeiten mit zweckentfremdeter Nutzung aufzeigen werden.

Doch zunächst werde ich mich selbst kurz vorstellen. Ich komme aus Münster, bin seit 1990 Skateboarder und war bis 2004 im Profisport tätig. Auch heute bin ich noch aktiv und skate gerne auf der Straße und eben auch auf Schulhöfen.

Seit 2005 – also nunmehr 12 Jahren – plane ich Skateanlagen und seit 2011 mit meinem eigenen Planungsbüro DSGN CONCEPTS auch Bewegungsräume in ganz Deutschland. Zudem bin ich Mitglied im Normenausschuss für Skate- sowie für Parkouranlagen. Ich lege als aktiver Skateboarder und ehemaliger Profi großen Wert auf hochwertige und nachhaltige Anlagen, die einerseits vielseitig – also auch für Nicht-Skater interessant – und andererseits sowohl für Skateboard-Anfänger, als auch Profis sinnvoll und dynamisch nutzbar sind.

Wie nun komme ich als Skateboarder auf die Idee, ausgerechnet Schulhöfe – die gemeinhin als lieblose Rumhäng-Möglichkeiten bekannt sind – als Potentialträger für zeitgemäße Bewegungsräume vorzustellen?

Nun, exakt diese Faktoren – das Rumhängen und die vermeintliche Lieblosigkeit – machen Schulhöfe als Bewegungsraum so interessant: Denn Schulhöfe sind nach

wie vor im Nachmittagsbereich und am Wochenende, wenn sie nicht schulisch genutzt werden, ein leerer Raum. Dieser ungenutzte Raum dient Jugendlichen als fester Treffpunkt, den sie »in Ruhe« nutzen und von dem sie meist nicht verdrängt werden. Somit entsteht ein sozialer Interaktionsraum, der aus planerischer Sicht interessant wird.

Auch die oft als »lieblos« bekannte Gestaltung typischer Schulhöfe bietet Potential. Denn gerade für Skateboarder und andere Rollsport-Begeisterte sind die großräumig gepflasterten oder asphaltierten Areale spannend: Sie können als befestigte Rollflächen genutzt werden und Betonquader, die sonst als Sitzbänke dienen, werden zum Skateelement. Der Schulhof ist für Skateboarder somit sehr vielseitig nutzbar. Überdachte Orte bieten oft zusätzlich Schutz, sodass auch unterschiedliche Wetterlagen einem Zusammenkommen nicht im Wege stehen. Der Schulhof erhält mit seinem Charakter als festen Treffpunkt und etablierten Bewegungsraum eine Identität und wird zu einer gefragten Adresse.

Um zu verdeutlichen, inwiefern sich an solchen Orten planerisch etwas gestalten lässt, komme ich nun zu den Grundanforderungen an Bewegungsräume, die sich auf jegliche städtischen Räume übertragen lassen, an denen man attraktive Treffpunkte mit Bewegungspotential schaffen möchte. Diese Anforderungen lassen sich unter den drei Oberbegriffen »Spots«, »Lines« und »Flow« zusammenfassen, die ich Ihnen im Folgenden erläutern werde:

Als »Spot« wird ein einzelner Ort, Bau- oder Ausstattungsgegenstand, eine Kombination oder auch ein ganzes Areal bezeichnet, das zur Umsetzung eines Skate-Tricks genutzt werden kann. Hierbei obliegt es der Kreativität des jeweiligen Skaters, wie genau der Ort oder auch der gesamte Platz kreativ genutzt wird. Beispielsweise werden Ausstattungsgegenstände wie eine Sitzbank oder eine Treppenstufe zu einem dynamisch genutzten Freiraumobjekt und geben Potential für vielseitige Nutzungsmöglichkeiten.



Fotos: Alexandra Kern

Als Skater möchte man jedoch nicht nur einen einzelnen Trick an einem einzelnen Spot machen, sondern den gesamten Bewegungsraum mit »Lines« und »Flow« stimmig nutzen.

»Lines« nennt man die Abfolge unterschiedlicher Tricks bei der aufeinanderfolgenden Nutzung verschiedener Spots. Auch hier sind der Kreativität des Nutzers keine Grenzen gesetzt. Vielmehr kommt es darauf an, die Herausforderung zu meistern, möglichst viele Spots in einer Line flüssig zu verbinden. Je mehr Spots und kreative Line-Möglichkeiten ein Bewegungsraum zu bieten hat, desto attraktiver wird er für Skateboarder.

Unterstützt werden diese Komplexität und Kontinuität durch den »Flow«. Dieser ist dann gegeben, wenn Lines flüssig, mit fließender Dynamik (daher »Flow«) und ohne Störung gefahren werden, sodass der Eindruck entsteht, dass der Skater den Ort vollständig zu seinem gemacht hat und seine fließenden Bewegungen sich in die architektonischen Formen des befahrenen Raumes einpassen und verschmelzen.

Nachdem Sie nun einen Einblick in die Grundbegriffe des Skatesports erhalten haben, möchte ich diese Eindrücke im Folgenden mit den gestalterischen Grundaspekten der Architektur verbinden. In der Architektur wird zumeist mit Quadrern, Geraden und Radien geplant, um einen Raum, ein Gebäude oder einen Ort zu gestalten. Exakt diese Grundformen finden sich auch in Skateparks wieder. Denn die eben erläuterten Spots, Lines und Flows, die für den Skatesport so elementar sind, spiegeln sich in Formen wie Quader, Geraden und Radien wider, wie ich an folgendem Beispiel aufzeigen werde.

Bei der Planung der Skateskulpturen im Allerpark in Wolfsburg wurde die Parallele zwischen sportlichem Anspruch und architektonischer Formgebung berücksichtigt. Hier sind 2015 auf über 2.000 m² hintereinander drei unterschiedliche und vielseitig nutzbare Skulpturen zum Skaten entstanden. Die Skulpturen erheben sich mit geraden Schrägen und verschiedensten Quadrern aus dem Boden und bieten durch die Größe eine vielfältige Auswahl an Spots für lange Lines. Die dritte Skulptur geht in die Tiefe und bietet mit ihren Radien eine flowartige Nutzungsmöglichkeit mit dem Skateboard,

BMX oder auch dem Rollstuhl. Durch die Verschmelzung der Gestaltungselemente von Quadern, Geraden und Radien ergeben sich somit automatisch Spots für Lines mit Flow.

Um diese drei Grundanforderungen des anspruchsvollen Skatesports in der Architektur erfüllen zu können, braucht es keine besondere planerische Innovation, sondern lediglich Verständnis für Formsprache und Materialität. Dennoch möchte ich abschließend einige Empfehlungen vorstellen, die wir in unserem Planungsbüro anwenden.

Um einen dynamischen Anreiz zu schaffen, ist nämlich das zuletzt genannte Verständnis für Materialität unabdingbar. Gerade im Hinblick auf die Oberflächenbeschaffenheit eines Bewegungsraumes bieten sich bei sachkundigem Verständnis einige Vorteile für alle späteren Nutzer.

So bestehen beispielsweise Pflasterflächen meist aus einem Betonpflaster, welches an den Rändern eine Fase hat, die unterschiedlich groß sein kann. Dieser Umstand birgt einige Nachteile: Einerseits lässt sich eine große Fase von Skatern nicht geräuschlos überrollen, andererseits provozieren alle erdenklichen Gegenstände, die darübergerollt werden – seien es Koffer oder Warentransporte – einen erheblichen Geräuschpegel. Wenn Sie also bei Ihren Planungen auf fasenloses Pflaster setzen, haben Sie gleich zwei große Vorteile: Erstens ist die Überrollbarkeit um einiges angenehmer und zweitens reduzieren Sie die Schallemissionen erheblich. Nicht umsonst setzt beispielsweise die Stadt Münster bei jeglichen Neubauten von Geh- und Rad-

wegen nur noch auf fasenloses Pflaster und ermöglicht so ein ruhiges und sicheres Rollen mit Fahrrädern, Skateboards und allem, was rollt.

Weitere Optimierungen und Impulse für einen zeitgemäßen Bewegungsraum stellen die Kantenausbildungen der Ausstattungsgegenstände wie Bänke, Stufen oder Mauern dar. Werden diese vernachlässigt, können Beschädigungen entstehen und durch Verschmutzungen wirkt ein Raum schnell ungepflegt. Dies lässt sich leicht vermeiden, indem man z. B. einen Betonsitzblock mit einer Kante aus feuerverzinktem Stahl herstellt und diese dabei etwas hervorstehen lässt, sodass Abplatzungen und Verschmutzungen minimiert werden. So werden die Nutzungseigenschaften verbessert oder vielleicht sogar erst ermöglicht und das Element verschleißt nicht so schnell. Der Einsatz von Edelstahl sollte hingegen bei Kanten oder auch Geländern vermieden werden, da die Eigenschaften des Materials aufgrund der technischen Eigenschaften nicht besonders gut geeignet sind.

Die oben erläuterten Gesichtspunkte zeigen, dass Bewegungsräume so gestaltet sein sollten, dass sie eine vielseitige und optimale Nutzung ermöglichen, ohne dabei ihren Grundcharakter zu verlieren. Durch das Hinzuziehen von erfahrenen Bewegungsraum-Fachplanern kann darüber hinaus jedes weitere Detail noch optimiert werden. Diese interdisziplinäre Zusammenarbeit lässt Schulhöfe nicht nur als ansprechende Orte der Begegnung, sondern vor allem auch als potentielle und begehrte Orte der Bewegung in Erscheinung treten.



Fotos: Thomas Gentsch

Spielräume für Gestaltung. Zur Architektur von Bildungsbauten

Es ist eines der wesentlichen Merkmale der Architektur, dass sie es praktisch immer mit existenziell wichtigen Themen zu tun hat. Das gilt für den Entwurf und Bau von Orten der Arbeit, des Wohnens, der Kultur wie für Orte der Mobilität, des Konsums und der Erholung. Gleichwohl scheint unter allen diesen bedeutenden und verantwortungsvollen Aufgaben die Bildung ein ganz besonderes Gewicht zu haben. Ohne Bildung ist alles nichts, so ließe sich sagen. Wenn es uns nicht gelingt, Orte zu schaffen, in denen den nachfolgenden Generationen das Wissen und die Fähigkeiten vermittelt werden, die sie brauchen, um sich in dieser immer komplexer, schneller und wettbewerbshärter werdenden Welt zurechtzufinden, dann sieht es übel aus. Und dabei darf man, wie immer, wenn es um Bildung geht, nicht nur das gesamtgesellschaftliche und volkswirtschaftliche Wohlergehen im Auge haben, sondern muss selbstverständlich auch das individuelle Lebensglück als Zielgröße berücksichtigen.

Die Entfaltung der persönlichen Entwicklungspotenziale, die Einübung sozial nachhaltiger Umgangsweisen und der Erwerb von gesellschaftlich wertvollem Wissen, das sind die wesentlichen Ziele, die von den vielfältigen Einrichtungen des Bildungswesens verwirklicht werden sollen. Die Aufgabe der Architektur besteht darin, Räume zu schaffen (und zu erhalten), die der Erreichung dieser Ziele förderlich sind. Dabei stellt sich die grundlegende Frage danach, was der Raum zu den – psychologischen und sozialen – Prozessen, die in ihm stattfinden, eigentlich beizutragen vermag, in besonders pointierter und vielschichtiger Weise.

Man sollte meinen, dass die beschriebene Ausgangslage allein schon dafür garantiert, dass die Gestaltung von Bildungsbauten sowohl auf Seiten der Architektur als auch auf Seiten der beauftragenden Gesellschaft dauerhaft mit höchster Priorität verhandelt wird, aber das ist, wie wir alle wissen, keineswegs der Fall. Ganz im Gegenteil. Nach Zeiten extremer Bildungsexpansion mit der entsprechenden Bautätigkeit, beispielsweise in den 1960er und -70er Jahren, weniger ausgeprägt

in den Jahren nach der Wiedervereinigung, folgen regelmäßig Baissen, die mit einer fast unverantwortlichen Vernachlässigung nicht nur des Themas, sondern auch der Gebäude einhergehen. Insofern ist es einerseits erfreulich, dass momentan wieder mehr über den Bildungsbau diskutiert und tatsächlich auch in ihn investiert wird, es ist andererseits aber auch Ausdruck einer lange vor sich hin köchelnden Krise, die sich in teils haarsträubenden Verhältnissen an bestehenden Kitas, Schulen und Hochschulen niederschlägt.

Aber wenden wir uns den positiven Seiten zu. Beim Deutschen Architekturpreis 2017, der im Mai vergeben wurde, finden sich unter den elf mit Auszeichnungen oder Anerkennungen bedachten Projekten fünf, die im weiteren Sinne als Bildungs-



bauten zu verstehen sind, darunter der Hauptpreisträger, das Schmuttertal-Gymnasium im schwäbischen Diedorf von einer ARGE aus Florian Nagler Architekten und Hermann Kaufmann ZT. Diese Entscheidung wurde nicht nur von der zuständigen Ministerin, Barbara Hendricks, sondern auch von der kommentierenden Presse als klares Bekenntnis der Architektur zur großen Bedeutung von Bildungsbauten für die Gesellschaft gedeutet. Ich möchte im Folgenden die fünf ausgezeichneten Beispiele zum Anlass nehmen, schlaglichtartig einige wichtige Themen und Fragen aus der derzeitigen Diskussion über die Architektur von Bildungsbauten hervorzuheben und zu beleuchten.

Das Schmuttertal-Gymnasium von Nagler und Kaufmann ist einer der größten vorgefertigten Holzbauten Deutschlands und in vielerlei Hinsicht ein Vorzeigefall: Hier wurden konstruktiv, akustisch, brandschutztechnisch, ökologisch und in Hinsicht auf den Einbezug der NutzerInnen in den Planungsprozess Innovationen entwickelt, ohne die eine solche Realisierung gar nicht möglich gewesen wäre, und von denen zu hoffen ist, dass sie zahlreiche Nachahmung finden.

Ausgehend von diesem beeindruckenden Gebäudeensemble lassen sich verschiedene Themen entwickeln. Es handelt sich um ein freistehendes Ensemble am Übergang einer kleinen Gemeinde zur offenen Landschaft eines Naturschutzgebiets. Mit Plätzen für fast 1.000 SchülerInnen dient es der Versorgung eines beträchtlichen Einzugsgebiets. Die Gebäude nehmen traditionelle Typologien der Umgebung auf, müssen den Maßstab dieser Nachbarbebauung aber naturgemäß überschreiten. Unter den gegebenen Umständen mögen alle gestalterischen Entscheidungen der Planer genau richtig gewesen sein. Es ist aber auffällig, dass die meisten derzeit als vorbildlich diskutierten Schulbauten städtebaulich nur wenig interessant sind, weil sie freistehend in ländlichen, vorstädtischen oder anderweitig kontextuell eher ungebundenen Situationen entstehen. Für eine engere Verzahnung von Bildungsbauten mit einem verdichteten städtischen Kontext ist die Zahl innovativer Modelle wesentlich geringer. Das gilt im Übrigen auch für den Hochschulbau. Genau hier liegt aber meines Erachtens eine wesentliche zukünftige Herausforderung an die Schul- und Hochschularchitektur.

Das Schmuttertal-Gymnasium bietet, wie oben schon bemerkt, vor allem in Hinsicht auf die Materialwahl und konstruktiv-technische Aspekte zahlreiche Innovationen, die mutmaßlich zu hervorragenden akustischen, atmosphärischen und raumklimatischen Bedingungen und zudem zu günstigen Energie- und Ressourcenbilanzen führen werden. Es ist zu hoffen, dass ein solch spannendes Experiment kompetent evaluiert und erforscht wird, und zwar am besten über einen Zeitraum von mindestens zehn Jahren, um die Bewährung der formulierten Hoffnungen im alltäglichen



Gebrauch beurteilen zu können. Es gehört zu den bedauernden Merkwürdigkeiten der Schulbauarchitektur, dass es so gut wie keine unabhängige Forschung dazu gibt. Wenn ich richtig informiert bin, existiert aktuell an keiner deutschen Hochschule ein Lehrstuhl oder gar ein Institut, das sich explizit und schwerpunktmäßig der Architektur von Bildungsbauten widmet und auch nur die Möglichkeit hätte, systematisch Forschung dazu zu betreiben. Die letzte derartige Einrichtung, das Institut für Schulbau an der Universität Stuttgart, wurde 1993 (!) aufgelöst.

Wie interessant und relevant aber solche Forschung wäre, das erfährt man schon, wenn man sich mit älteren SchülerInnen über ihre Schule unterhält oder bei den Reden auf Abiturfeiern darauf achtet, ob und ggf. wie das Schulgebäude dabei Erwähnung findet. Dabei werden in aller Regel zunächst jene Aspekte zur Sprache gebracht, bei denen etwas spektakulär nicht so geklappt hat, wie es gedacht war: Räume, die im Sommer wegen der Hitze und im Winter wegen der Kälte kaum benutzt werden können, Räume, die wegen einer schlechten Raumakustik zu Kopfschmerzen und Genervtheit führen, Bauelemente oder Oberflächen, die schlecht altern, als verwaht, öde oder dauerdefekt wahrgenommen werden. Und das kann durchaus auch bei einem Gebäude passieren, das bei seiner Inbetriebnahme vor fünfzehn Jahren mit Auszeichnungen bedacht wurde. Natürlich sind das schwache anekdotische Evidenzen, aber es gibt keine Alternative zu systematischer Forschung, um den reichhaltigen Erfahrungsschatz,

der in der Implementation und dem Gebrauch innovativer Architekturen liegt, zu heben. Versucht man sich derzeit, einen Überblick über den Stand dieser Erfahrungen zu verschaffen, dann findet man vor allem lange Listen mit »Best practice«. Wogegen wenig einzuwenden ist, aber wenn es ums Lernen geht, sind »Fehler« bekanntlich um ein vielfaches informativer als Erfolgsgeschichten.

Auch für das Thema, über das im Zusammenhang mit Schularchitektur am meisten diskutiert wird, gilt der Befund, dass es an systematischer Forschung mangelt: Die Frage, wie eine zeitgemäße Schule heute aussehen sollte, oft verkürzt als Dichotomie von klassischer »Flurschule« und »Offener Lernlandschaft« diskutiert. Werfen wir hier einen Blick auf die drei ausgezeichneten Beispiele, neben dem Schmuttertalgymnasium die ebenfalls schon anderweitig prämierte Deutsche Schule in Madrid von Grüntuch Ernst Architekten aus Berlin und die Erweiterung der Europäischen Schule in Frankfurt/Main von NKBAK, dann sehen wir, dass es sich in allen drei Fällen um intelligente Mischformen bzw. Varianten dieser beiden Typen handelt (das Frankfurter Beispiel hatte diesbezüglich, da es unter besonders kritischen Rahmenbedingungen entstand, sicher den geringsten Spielraum). Bei allen ist zunächst einmal sicherge-



stellt, dass es funktionierende und ausreichend große Klassenräume gibt, die dann durch unterschiedlich gestaltete nutzungs offene Räume oder Zonen ergänzt werden. Das ermöglicht eine relativ flexible Unterrichtsgestaltung bis hin zu autonomen Lerngruppen, erzwingt diese aber nicht. Leider ist eine solche großzügige Gestaltung unter den gängigen Regelwerken und budgetären Bedingungen vielerorts kaum realistisch, stattdessen müssen schwierige Flächenabwägungen zwischen geschlossenen Klassenräumen und offenen Zonen getroffen werden.

Verfolgt man die aktuelle Diskussion in der Architektenschaft, dann scheint es gelegentlich, als wäre das gar kein Problem: »Klassenräume ohne Türen, gläserne Wände, bequemes Sofa – so sieht eine zeitgemäße Lernumgebung aus« liest man z. B. im Deutschen Architektenblatt (6/17, S. 12) und ist zunächst geneigt, dem zuzustimmen. Denn wer will schon der verstaubten »Flurschule« das Wort reden und damit zeigen, dass er »aktuellste pädagogische Konzepte« nicht verstanden hat oder sie gar verhindern möchte?

Doch ganz so einfach ist es leider nicht und die damit angeschnittene Diskussion muss, wenn sie nicht zu groben Kurzschlüssen führen soll, sehr differenziert geführt werden. Dazu an dieser Stelle nur einige Hinweise:

Der Markt der pädagogischen Konzepte ist fast unüberschaubar, äußerst volatil und in weiten Teilen ideologisch aufgeladen. Er verteilt sich zudem auf viele verschiedene, teils konkurrierende oder widerstrebende Akteure. Vereinfacht gesagt: Der Weg von den pädagogischen Theorien, wie sie an Universitäten entwickelt und diskutiert werden, zum schulischen Alltag ist entsetzlich weit, und er ist vor allem stark durch politische Vorgaben geprägt. Politische Vorgaben ändern sich oft schneller, als die Unterrichtspraxis überhaupt folgen kann, und sie vollziehen sich zudem gern in Pendelbewegungen. Sowohl in der Schule als auch an der Hochschule lässt sich nüchtern betrachtet feststellen, dass es gleichzeitig sich widersprechende Entwicklungen gibt: Der Forderung zu neuen Lernformen, größerer Kreativität und Selbständigkeit, Projekt- bzw. Forschungsorientierung auf der einen Seite stehen zugleich Anforderungen an stärkere Normierung, »Output«-Orientierung, Dokumentations- und Evaluationspflichten etc. entgegen, die es auf der anderen Seite im Alltag der Schule sehr schwer machen, beispielsweise vom vorgegebenen Stundenraster und der festen Klassenzuordnung abzuweichen. Faktisch dürfte deshalb der (durchaus sehr variantenreiche) Frontalunterricht im Klassenverband auch heute noch den bei weitem größten Anteil der schulischen Zeitbudgets ausmachen. Und es ist äußerst unsicher, ob sich das in den kommenden Jahren ändern wird.

Was heißt das für die Architektur? Meines Erachtens bedeutet es vor allem, dass gute Schulbauten Räume bereit stellen müssen, die diese Basisform des Unterrichts

unter möglichst guten Rahmenbedingungen ermöglichen – was eine keineswegs triviale Anforderung ist – und erst, wenn dies gewährleistet ist, darüber hinausgehende intelligente nutzungs offene Flächen vorsehen sollten. In jenen Fällen, in denen Schulträger und Schulgemeinschaft sich auf das Wagnis eines grundlegend anderen, in der Regel räumlich offeneren Unterrichtens einlassen wollen, sollte diese Chance natürlich genutzt werden, um architektonisch adäquate Lösungen auszuprobieren. Derartige Beispiele sollten aber, viel stärker als dies momentan der Fall ist, als das Gesehene werden, was sie noch immer sind: Experimente mit offenem Ausgang. Das heißt, sie stehen in der Pflicht, sich unvoreingenommen, fundiert und mit langem Atem daraufhin überprüfen zu lassen, ob sich die mit ihnen verbundenen Hoffnungen im Gebrauch tatsächlich erfüllen. Mehr noch: Selbst wenn sie erfolgreich sind, sollte doch stets die Frage kritisch betrachtet werden, inwiefern sich die im Einzelfall bewährten Prinzipien auf andere Fälle übertragen lassen.

Dies führt mich zu einem letzten Punkt. Das Thema dieser Veranstaltung sind Räume für das Lernen und Lehren, für die Bildung in einem sehr umfassenden Sinne. Das ist zum einen sehr zeitgemäß, denn wir alle wissen, dass das Lernen heute kein Prozess mehr ist, der mit dem Studienabschluss abgeschlossen und folglich auf das institutionelle Lernen in KiTa, Schule, Hochschule beschränkt wäre. Das »lebenslange Lernen« ist keine bloße Phrase mehr, sondern für die meisten Menschen zwingende Anforderung. Gelernt wird idealerweise eigentlich immer und überall, gezielt oder beiläufig, selbstgesteuert oder angeleitet, im realen oder im virtuellen Raum. Es ist sicher auch sinnvoll, den Aspekt der Vernetzung durch das Konzept der Bildungslandschaft hervorzuheben. Die Montag Stiftungen, mittlerweile einer der herausragenden Akteure im Bereich der Architektur von Bildungseinrichtungen, haben sich mit der Einführung dieses Begriffs sehr um eine systemische, integrierte Sichtweise auf das Thema verdient gemacht.

Eine solche Aufweitung des Verständnisses hat also zweifellos ihre Berechtigung, aber sie muss auch mit Bedacht gehandhabt werden, denn man kann sich fragen, was denn diese verschiedenartigen »Räume der Bildung« eigentlich noch miteinander gemein haben. Betrachten wir die zwei weiteren beim Deutschen Architekturpreis prämierten Arbeiten. Es handelt sich um ein Kinder- und Familienzentrum in Ludwigsburg (von M Architekten, Stuttgart) und um den Hafven, den »Coworker und Maker Space« in Hannover von Mensing Timofticiuc Architekten. Beides sind zweifellos hochwertige und innovative Projekte, zugleich aber auch solche, deren Aufgabe sich von jener der erwähnten Schulen deutlich unterscheidet. Lernen erfolgt letztlich immer durch sozialen Austausch, durch Kommunikation und Konzentration. Die räumlichen Konstellationen ermöglichen unterschiedliche soziale Konstellationen und unterschiedliche



Mischungsverhältnisse dieser Bedingungen. Eine wichtige Variable dabei ist sicher das Alter des/der Lernenden, hier besteht ein gravierender Unterschied zwischen dem Vorschulalter und dem jungen Erwachsenenalter. Aber auch die Formalisierung des Lernens durch Curricula und organisatorische Erfordernisse, Gruppengrößen und Betreuungsrelationen, sind Faktoren, die unmittelbare räumliche Konsequenzen haben, weswegen z. B. eine Übertragung der strukturellen Offenheit des Hafven auf ein Gymnasium oder eine Grundschule kaum sinnvoll wäre. Da aber die grundlegende Entscheidung über räumliche Offenheit und Abgrenzung, wie oben gezeigt, Konsequenzen auf allen Ebenen der Gestaltung von der Materialwahl bis zur technischen Ausstattung hat, ist damit der Wert des allgemeinen Konzepts einer »pädagogischen« oder »Bildungsarchitektur« wohl eher gering zu veranschlagen und sollte auf keinen Fall von den zahlreichen, ganz spezifischen Herausforderungen ablenken, die jeder einzelne Bildungsbau bereit hält. Die Bedeutung des Themas schmälert das natürlich keineswegs: Der Entwurf neuer, zukunftsweisender Kindertagesstätten, Schulen und Hochschulen, und – vielleicht noch wichtiger – die zukunftsweisende Umgestaltung entsprechender Bestandsbauten, gehören ohne Zweifel zu den spannendsten und wichtigsten Aufgaben heutiger Architektur. Qualität kann hier einen gewaltigen, alltäglich spürbaren Unterschied machen.

Kinderlandschaft – Innenstadt Zirndorf

Entscheidend für die Auswahl dieses Projekts zum Thema »Architektur. Bildung. Landschaft.« ist die Schaffung einer differenzierten Kinderlandschaft in einem beengten innerstädtischen Umfeld. Mit Krippe, Kindergarten und Hort werden auf zwei Ebenen für eine große Anzahl an Kindern in unterschiedlichem Alter jeweils eigene Welten ermöglicht, die individuell auf die Bedürfnisse der Kinder reagieren und den Austausch zwischen Ihnen fördern.

Städtebau und Idee

Der neue Gebäudewinkel aus KiTa, Jugend und Familienzentrum stärkt den westlichen Blockrand in der Schützen- und in der Herrleinstraße und ermöglicht so einen großen innerstädtischen Freibereich mit dem angrenzenden Schulhof der Grundschule. Das Familienzentrum an der Schützenstraße und das Jugendzentrum in der Herrleinstraße bilden dabei die signifikanten Kopfbauten als Wegweiser zur Stadt. Durch den direkten Anbau an die Nachbargebäude schafft der Neubau einen zusammenhängenden Freibereich für die Kinder.

Freiräume

Während sich das Gebäude mit klaren Kanten zum Straßenraum zeigt, öffnet es sich innerseitig zum Gartenhof. Wie gefaltete Papierbänder wickeln sich hier die unterschiedlich weit auskragenden Laubengänge um das Haus und verbinden es durch Außentreppen direkt mit den Freiräumen. Die entstandenen überdachten Freibereiche bieten Witterungs- und Sonnenschutz und dienen zugleich als Spielfläche vor den Räumen.

Konstruktion und Materialität

Gestaltprägend und identitätsstiftend sind die lichtfilternde Außenhaut, sowie die lichtdurchfluteten Innenräume mit direktem Bezug zum Freiraum. Die Gebäudehülle besteht aus perforierten, leicht reflektierenden Metallkassetten im bronzenen Farbton,

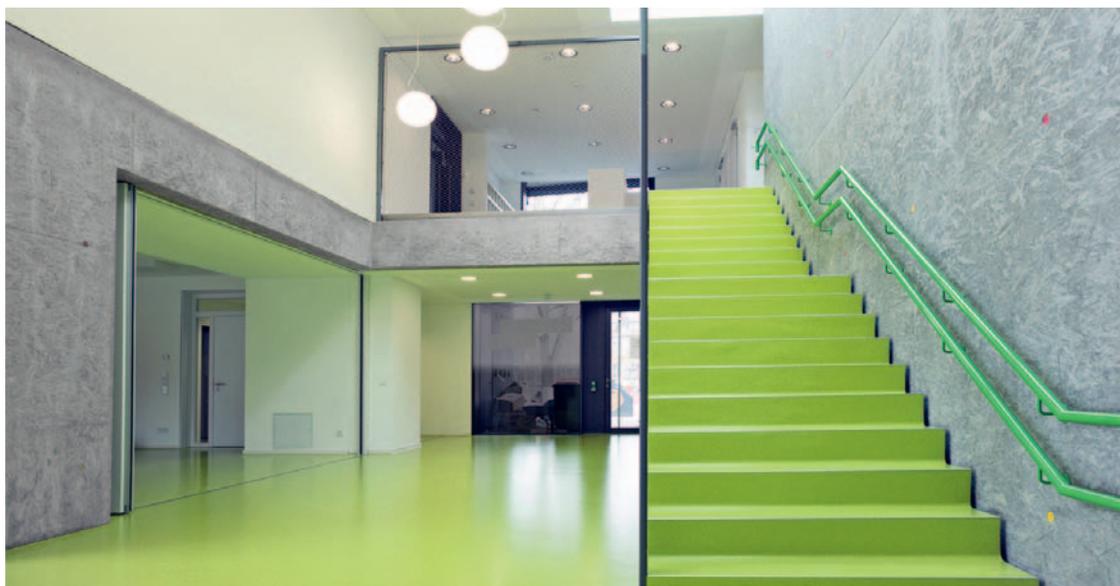
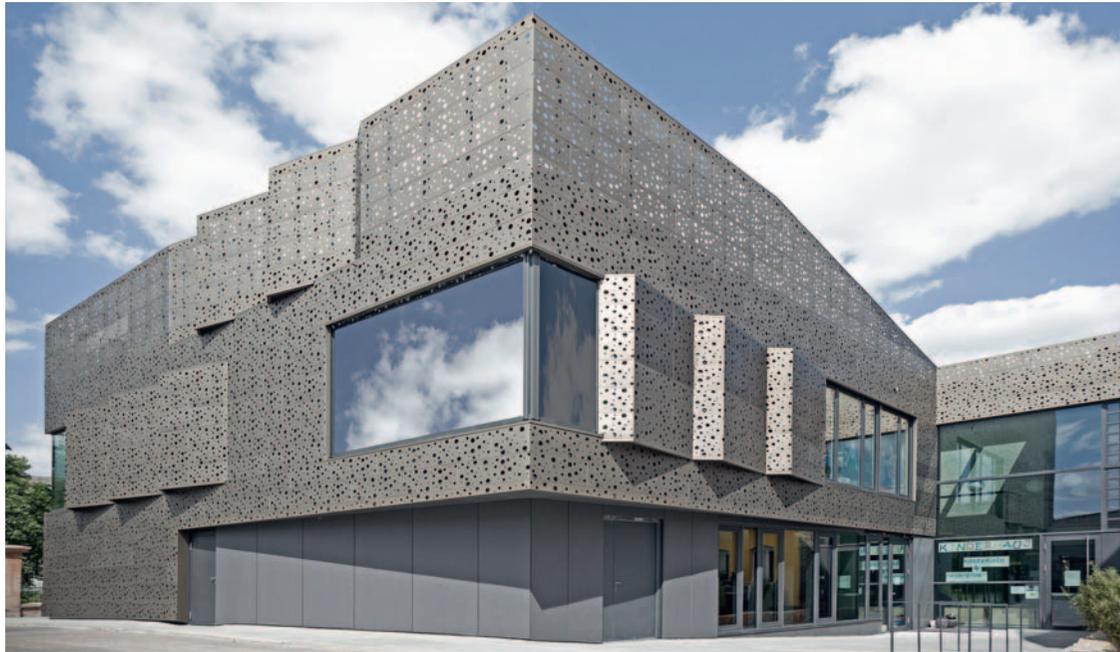
der die Optik der benachbarten Sandsteinfassaden aufnimmt und sich selbstverständlich einfügt. Die Perforation ist ein Kontaktfilter für die Kinder, bietet Intimität und ist zugleich Absturzsicherung in den Außenraum.

Innenräumliche Qualität

Die räumliche Organisation basiert auf einer klaren Grundrissgestaltung mit zentralem Eingang und großzügigem Treppenhaus. Über dem Foyer sorgt ein großes Oberlicht für zusätzliches Tageslicht, das bis ins Erdgeschoss fällt. Geräumige Spielfläche mit verglasten Türen an den Flurenden lassen Licht ins Innere und bieten direkten Ausgang in die Freibereiche.

Die Besonderheit einer freitragenden Hängematte, die in das Deckenfenster eingespannt wurde, bietet den Kindern eine direkte Blickbeziehung zum Spielfeld der Krippenkinder im Erdgeschoss. Dort öffnen sich die Krippenräume über große Glasfassaden ohne Brüstung zum Garten, während die Kindergartengruppen im Obergeschoss über den Laubengang in die Freiräume gelangen. Der Hortbereich im Obergeschoss des Kopfbaus Richtung Herrleinstraße orientiert sich inhaltlich zur Grundschule. Große Monitorfenster mit Sitzgelegenheiten in den Gruppen- und Nebenräumen lassen die Jugendlichen in die Stadt und in den nahen Schulhof zurückblicken.

Projekt:	KiTa Kinderhaus klitzeklein & riesengroß
Ort:	Herrleinstraße 6, 90513 Zirndorf
Bauherr:	Stadt Zirndorf
Träger:	Familienzentrum Zirndorf e. V.
Architekt:	Dürschinger Architekten Würzburger Straße 4, 90762 Fürth
Größe:	ca. 2.000 m ² NF, 136 Kinder
Fertigstellung:	Dezember 2014
Fotos:	Wolfram Reuter



Kurzbiografien



Architekt Peter Dürschinger

- 1956 Geboren
- 1978–1982 Studium Architektur FH Nürnberg, Abschluss Diplom
- 1984 Studium an der Università degli studi Florenz
- 1983–1989 Universitätsbauamt Erlangen mit Staatsprüfung und Übernahme in den Staatsdienst
- 1989 Gründung Dürschinger Architekten in Fürth/Ammerndorf
- 1992 Fachpreisrichter bei Architekturwettbewerben
- 1995 Berufung in den BDA (Bund Deutscher Architekten)
- 1999–2004 Vorsitzender des Baukunstbeirates Stadt Fürth
- 1999 Bezirkswettbewerbsausschuss der Bayerischen Architektenkammer Mittelfranken/Oberfranken
- 2010 Mitglied der Vertreterversammlung der Bay. Architektenkammer
- 2016 Mitglied des Gestaltungsbeirates der Bay. Architektenkammer

Büro-/Projektpartnerschaften:
Architekt Karl Feiertag, Fürth/Ammerndorf
Architekt Friedrich Biefang, Fürth/Ammerndorf
Renzo Fazzini Architekten, Florenz/Italien
Architekt Prof. Andreas Emminger, Nürnberg
Architekt Rene Rissland, Nürnberg



Landschaftsarchitektin Véronique Faucheur Landschaftsarchitekt Marc Pouzol

Gemeinsam mit der französischen Landschaftsarchitektin Véronique Faucheur leitet Marc Pouzol das Berliner Landschaftsarchitekturbüro atelier le balto. Das Atelier legt seinen Schwerpunkt auf die Transformation von Außenräumen und überzeugt durch eine Handschrift der minimalen Eingriffe und der Berücksichtigung des Vorhandenen. Damit erschließen sie abgeschottete, verwilderte und brachliegende innerstädtische Grünräume unter ästhetischen Gesichtspunkten neu und machen sie der Öffentlichkeit zugänglich. Zusammen mit Marc Vatinel aus Le Havre, Frankreich, hat atelier le balto in den vergangenen Jahren Gärten und Parks für viele, oft kulturell bedeutsame Orte geschaffen wie das Palais de Tokyo in Paris, die Villa Romana in Florenz, das Ludwig-Forum in Aachen, das Landesmuseum in Mainz sowie in Berlin für die Kunst-Werke, den Hamburger Bahnhof, das Jüdische Museum und die Berlinische Galerie.



Architektin Stephanie Kaindl

- 2014–2016 Vertretungsprofessur Universität Kassel, Entwerfen im Bestand/ Denkmalpflege
- 2011 Lehrauftrag an der BTU Cottbus, Studium Generale (Masterstudiengang)
- 2009–2010 Gastprofessur an der Hochschule Augsburg
- seit 2007 Mitglied des Schinkelausschusses
- 2004–2009 Wiss. Mitarbeiterin, Universität Kassel, Entwerfen und Baukonstruktion
- 2003 Gründung as-if Architekten
- seit 2002 Mitglied der Architektenkammer Berlin
- 2000–2002 Barkow Leibinger Architekten, Berlin
- 1998–1999 Randall Stout Architects, Santa Monica
- 1998 Master of Architecture am Southern California Institute of Architecture, L. A.
- 1996–1998 DAAD-Stipendium
- 1994–1996 Reiner. Weber. Hammer Architekten, München
- 1987–1994 Architekturstudium an der Technischen Universität München



Architekt Prof. Frank Hausmann

- 1964 Geboren in Engers
- 1987–1993 Studium der Architektur an der RWTH Aachen
- 1993–1996 Mitarbeit bei Jaspert & Steffens Architekten, Köln
- 1996 Gründung von Hausmann Müller Architekten, Köln
- 1996–2003 Assistent an der RWTH Aachen, Lehrstuhl Wohnbau
- seit 2004 Professur an der FH Aachen, Entwerfen und Gebäudelehre
- 2004 Gründung von Hausmann Architekten, Aachen
- 2005 Forschungsarbeit »Das offene Klassenzimmer – Eine Neubetrachtung von Lernraum«
- seit 2005 Vortragsreihen zum Thema Bildungsbauten für Architektenkammer, Ministerium, BDA und freie Träger
- seit 2005 Preisrichtertätigkeit
- 2006 Berufung in den BDA, Vorstandsmitglied im BDA Aachen
- seit 2008 Geschäftsführer der Hausmann Architekten GmbH
- seit 2010 Beratende Tätigkeit Schulministerium NRW, Novellierung der Schulbaurichtlinien
- 2010–2015 Mitglied des Gestaltungsbeirats der Stadt Aachen
- 2012–2016 Prodekan für Lehre an der FH Aachen

Kurzbiografien



Architektin Prof. Hilde Léon

Prof. Hilde Léon studierte Architektur an der Technischen Universität Berlin und erhielt ein Stipendium des DAAD an der Universität Venedig. 1987 gründete sie mit Konrad Wohlhage (†2007) das Büro léonwohlhage Architekten. Parallel zu ihrer professionellen Entwicklung als Architektin war Hilde Léon in Lehre und Forschung tätig. Sie war wissenschaftliche Mitarbeiterin an der Hochschule der Künste Berlin bei Prof. Alfred Grazioli. Nach einer Gastprofessur an der Hochschule für bildende Künste Hamburg wurde sie 2000 als Professorin an die Leibniz Universität Hannover berufen. Die Reputation des Büros léonwohlhage gründet auf erfolgreichen Projekten mit unterschiedlichen Programmen. Langjährige Erfahrung im Bereich Bildungsbauten führen zu einem breiten Wissensfundus, der mit einer Grundschule, der Erweiterung der Renée-Sintenis-Schule, 1987 begann. léonwohlhage hat in den folgenden Jahren verschiedene Schultypen geplant und gebaut, alles gewonnene Wettbewerbe, wie das Oberstufenzentrum für Sozialversicherung in Berlin, die Liselotte Rauner-Hauptschule in Wattenscheid und die Bibliothek mit angegliedertem Medienzentrum für die Fachhochschule Leipzig. Derzeit befinden sich mehrere Gebäude in der Realisierungsphase, wie die Europäische Schule in München und der Gesundheitscampus in Bochum, auf dem die Hochschule für Gesundheit

bereits im Herbst 2015 einziehen konnte. Am Lehrstuhl von Hilde Léon an der Leibniz Universität Hannover ist das Thema Bildungsbauten ein herausragendes Thema. Wichtig ist ihr, im Kontext eines konkreten städtebaulichen Umfeldes mit einer spezifischen Programmatik eine angemessene architektonische Antwort zu entwickeln. Aktuell wurden die Entwürfe der Studierenden des dritten Bachelorsemesters für die Erweiterung der Theodor-Haubach-Schule in Hamburg-Altona bei der diesjährigen Schulbaumesse in Hamburg ausgestellt.



Landschaftsarchitektin Prof. Cornelia Müller

Geboren in Osnabrück | 1972 – 1978 Garten- und Landschaftsarchitekturstudium in Osnabrück und Berlin | seit 1980 als freie Landschaftsarchitektin tätig, Lehraufträge und Gastlesungen für Grünplanung | seit 1997 Büro Lützw 7 – Müller Wehberg | seit 2005 Mitglied der sächsischen Akademie der Künste, Klasse Baukunst | seit 2006 Hon. Prof. der School of Architecture (FH Potsdam) | seit 2008 Professur für Gehölzverwendung und Gestaltung, A+L, FB Freiraumplanung der Hochschule Osnabrück | Mitglied bei Gestaltungsbeiräten und Preisrichtertätigkeit | diverse Ausstellungen/Veröffentlichungen wie Monographie 5+2 Landscapes Landschaften Lützw 7 | lebt und arbeitet in Berlin/Osnabrück.

Projekte und Wettbewerbsarbeiten u. a.:

1. Preis Internationaler Wettbewerb Freiräume im Neuen Regierungsviertel Berlin/Bundeskanzleramt (Arch. SchultesFrank) | 1999 Bundesministerium für Arbeit + Soziales (Arch. Kleihues) | 2000 Therme mit Kurpark Meran Italien 1. Preis (Arch. Baumann Zillich/Metteo Thun) | Nolde-Garten Seebüll 2008 | Jüdisches Museum in Berlin (Arch. D. Libeskind) | Stadteilpark Plagwitz in Leipzig im Rahmen der Expo (2002 Architekturpreis der Stadt Leipzig) | 2006 Spielbudenplatz in Hamburg 3. Preis Realisierung | 2010 1. Rang Hochschulcampus Westerberg Osnabrück | 2011 1. Preis Kesselbrink Bielefeld (Arch. LéonWohl-



Ingo Naschold

hage/Ing. Schüssler Plan) | 2012 1. Preis Campus Bonn-Endenich (HJP Planer) | 2014 1. Preis Neumarkt Osnabrück (Arch. Lorenzen) | 2015 München Freiham Sportpark (Arch. GSW) | 2016 Kaiserplatz Düren 1. Preis | 2016–2017 Finalisten Landschaftspark Freiham München.

Geboren 1976 in Lemgo. Seit seinem 13. Lebensjahr ist das Skateboard seine große Leidenschaft. Bereits mit 18 gründet er seine erste eigene Skateboard-Firma. 1998 kommt er nach Münster, um erst für Titus, später im Skaters Palace zu arbeiten. Dabei sammelt er einige Erfahrungen im Skateboard-Business und ist mehrere Jahre führend bei der Organisation des COS Cups, der offiziellen Deutschen Skateboard-Meisterschaft, tätig. Während seiner 12-jährigen Profi-Karriere ist er häufig enttäuscht von der lieblosen Gestaltung und Einbindung vieler Skate-Anlagen. Diese Erfahrungen motivierten ihn, sich intensiv mit den Themen Planung und Bau auseinanderzusetzen, um schließlich 2006 sein eigenes Planungsbüro DSGN CONCEPTS zu gründen. Inzwischen hat er zahlreiche Projekte erfolgreich umgesetzt und sich als Sachverständiger in diversen branchenbezogenen Gremien etabliert. Seit 2007 Mitglied des Normenausschusses zur »DIN EN 14974 Skateanlagen«, seit 2012 Obmann des Normenausschusses »Skate- und Parkouranlagen«, seit 2013 Gründungsmitglied der »EN 16899 Parkouranlagen«, seit 2012 Mitglied im AK »Bike- und Skateanlagen« der FLL im Auftrag des DRIV, seit 2013 AK Leiter »Sportstätten«-Kommission Skateboard des Deutschen Rollsport und Inlineverband e. V.



Architektin Barbara Pampe

Dipl.-Ing. M. Eng. Architektin Barbara Pampe ist seit 2014 Projektbereichsleiterin bei der Montag Stiftung Jugend und Gesellschaft und verantwortet den Bereich Pädagogische Architektur. Barbara Pampe studierte Architektur in Bordeaux, Weimar und Delft. Sie leitete Projekte in Architekturbüros und war als freie Architektin tätig. Im Bereich Schulbau forschte und lehrte sie am Institut für Öffentliche Bauten und Entwerfen der Universität Stuttgart bei Prof. Arno Lederer. 2011–2014 hatte sie eine Professur für Entwerfen und Gebäudelehre an der German University in Cairo inne. Barbara Pampe ist Mitgründerin von »baladilab« sowie Verfasserin und Mitherausgeberin diverser Publikationen. www.montag-stiftungen.de/jugend-und-gesellschaft/

Kurzbiografien



Prof. Dr. Riklef Rambow

Riklef Rambow, geboren 1964 in Wiesbaden, hat Psychologie in Bielefeld und New Orleans studiert und wurde mit einer Arbeit über »Experten-Laien-Kommunikation in der Architektur« an der Universität Frankfurt/Main promoviert. Wissenschaftliche Tätigkeit an der Goethe-Universität Frankfurt/Main, der WWU Münster und an der BTU Cottbus, dort u. a. Konzeption und Leitung des Masterstudiengangs Architekturvermittlung. Seit 2009 leitet Riklef Rambow das Fachgebiet Architekturkommunikation am Karlsruher Institut für Technologie, in den Jahren 2013/14 hatte er zudem eine Gastprofessur für Architekturpsychologie an der RWTH Aachen inne. Forschungsschwerpunkte sind die Wahrnehmung, Nutzung und Vermittlung von Architektur und Stadt. Seit 1997 führt er zudem das Beratungsbüro PSY:PLAN, zunächst in Frankfurt/Main, seit 2001 in Berlin. Weitere Informationen: akomm.ekut.kit.edu und www.psyplan.de



Volker Rohde

Geboren 1961, von Beruf Dipl. Sozialarbeiter/Sozialpädagoge. Zu Beginn der beruflichen Laufbahn tätig in der Offenen Jugendarbeit im Ev. Jugendzentrum Hannover-Kleefeld und im Jugendtreff des Ev. Jugendgemeinschaftswerks in Hannover. Anschließend tätig als sog. Unabhängiger Bewohneranwalt (Anwaltsplanung) in den ehemaligen Unterkunftsgebieten Hannover-Oberrieklingen, -Ledeburg und -Stöcken mit dem Auftrag, die Bewohner/innen bei der Sanierung dieser Wohngebiete und Umwandlung der Unterkünfte in Sozialwohnungen »anwaltschaftlich« zu beraten und an dem Sanierungsprozess zu beteiligen. Danach Quartiersmanager im »Soziale Stadt«-Stadtteil Hannover-Hainholz zur Koordination der Maßnahmen im Rahmen des Programms »Soziale Stadt« in Bezug auf die sozialen Aspekte. Nunmehr seit über zehn Jahren Leiter des Bereichs Kinder- und Jugendarbeit bei der Landeshauptstadt Hannover und Stadtjugendpfleger. Zum Bereich gehört die Zuständigkeit für die Förderung der Kinder- und Jugendarbeit bei freien Trägern, die Leitung der städtischen Kinder- und Jugendeinrichtungen und des Jugendschutzes. Seit knapp zwei Jahren als Stadtjugendpfleger mit der Entwicklung der Stadt Hannover zur »jugendgerechten Kommune« beschäftigt.



Foto: Tom Figiel

Ministerin Cornelia Rundt

Geboren am 16.04.1953 in Mülheim an der Ruhr, verheiratet, drei Kinder. 1972 Abitur, ab 1972 Studium der Betriebswirtschaftslehre an der Westf.-Wilhelms-Universität Münster, Schwerpunkt Bankbetriebslehre, 1979 Dipl.-Kauffrau, 1976 bis 1985 Familienphase, 1986 bis 1997 Unternehmensberaterin, Managementtrainerin, Sachverständige für Vergütungs-, Pflege-satz- u. Wirtschaftlichkeitsfragen von sozialen Einrichtungen, Gutachterin, 1989 bis 1993 zunächst Dozentin bei der Gesellschaft zur Förderung Berufsspezifischer Ausbildung (GFBA e. V., Bonn), dann Leiterin des GFBA-Bildungszentrums Hannover, fachliche und kaufmännische Leitung, 1994 bis 1995 Regionalbeauftragte des Bundesverbands privater Alten- und Pflegeheime und sozialer Dienste e. V. für Niedersachsen und Bremen, 1995 bis 1997 Handlungsbevollmächtigte der Unternehmensgruppe Süntel Bau GmbH mit Schwerpunkt Konzipierung, Bau und Betreibung sozialer Einrichtungen, 1997 Geschäftsführerin der Sozialkonzept Katharinenhof GmbH, Sanierung der Einrichtung, 1997 bis 2013 hauptamtlicher Vorstand des Paritätischen Wohlfahrtsverbands Niedersachsen e. V., seit 19.02.2013 Niedersächsische Ministerin für Soziales, Gesundheit und Gleichstellung, Beratungs- und Kuratoriumsengagement, Vorsitzende des Kuratoriums der Stiftung Familie in Not, Vorsitzende des Landesar-

beitskreises für Arbeitssicherheit beim Niedersächsischen Ministerium für Soziales, Gesundheit und Gleichstellung.



Kammerpräsident Wolfgang Schneider

Geboren 1948, verheiratet, drei Kinder, Dipl.-Ing. Architekt BDA DWB, 1967 bis 1971 Studium FH Höxter, 1971 bis 1975 Studium der Architektur TU Berlin, Diplom mit Auszeichnung, 1975 bis 1976 Wiss. Mitarbeiter TU Berlin, 1976 bis 1984 Wiss. Assistent Architekturfakultät Universität Hannover, 1985 bis 1989 Büro Graaf-Schweger + Partner, Leitung Büro Hannover, 1990 bis 2006 Partner im Büro Architekten Schweger + Partner, Hamburg, Hannover, Berlin, 1997 bis 2007 ASP Geschäftsführender Gesellschafter Schweger Assoziierte Gesamtplanung GmbH, 1999 bis 2003 Landesvorsitzender BDA Niedersachsen, 2000 bis 2011 Vorstandsmitglied Hamburgplan AG, 2003 Präsident Architektenkammer Niedersachsen, 2006 ASP Architekten Schneider Meyer Partner BDA, 2007 Vorstandsvorsitzender Lavesstiftung, 2010 1. Vorsitzender Förderverein Freunde der KunstFest-Spiele Herrenhausen e. V., 2012 Mitglied Konvent der Baukultur, zahlreiche Preise, Auszeichnungen, Realisierungen und Veröffentlichungen sowie Preisrichter/Juryvorsitzender in diversen Wettbewerbsverfahren.



Dr.-Ing. Brigitte Schultz (Moderation)

Brigitte Schultz studierte Architektur in Berlin und Dresden. Nach der Arbeit in verschiedenen Architekturbüros wechselte sie zum Fachjournalismus. Von 2008 bis 2017 verantwortete sie als Redakteurin der Fachzeitschrift Bauwelt neben Themen der Architektur regelmäßig die umfangreichen Sonderhefte der Stadtbauwelt zu Fragen der Stadtplanung und Stadtentwicklung. 2012 wurde sie für ihre Forschung über den Wandel des Planungsverständnisses seit den Sechzigerjahren promoviert. Seit 2014 ist sie im Landesgruppen-Vorstand der Deutschen Akademie für Städtebau und Landesplanung. Im Mai 2017 übernahm Brigitte Schultz die Chefredaktion des Deutschen Architektenblatts.

Kurzbiografien



Architektin Anca Timofticiuc

Anca Timofticiuc wurde 1982 in Constanta, Rumänien, geboren. Sie studierte Architektur an der »Ion Mincu« Universität Bukarest und an der Leibniz Universität Hannover. Von 2007 bis 2012 war sie Assistentin an der Technischen Universität Berlin am Fachgebiet Entwerfen und Baukonstruktion Prof. Ute Frank. Seit ihrem Studium realisiert sie Projekte mit Marius Mensing unter dem Namen Mensing Timofticiuc Architekten.

Dr. Brigitte Schultz
Chefredakteurin Deutsches Architektenblatt
(Moderation)





Netzwerk Baukultur in Niedersachsen e. V.

Grundsätzliches Ziel des Netzwerk Baukultur in Niedersachsen ist die Verknüpfung des vielfältig vorhandenen baukulturellen Engagements von Bürgerinnen und Bürgern, Vereinen, Verbänden, Institutionen, Kirchen, Hochschulen, Kommunen und dem Land Niedersachsen. Es sichert als Forum den landesweiten Austausch und bildet so die Voraussetzung für ein wirkungsvolles gemeinsames Handeln.

Für das seit 2009 existierende Netzwerk Baukultur in Niedersachsen wurde am 28. November 2016 die Gründung eines Vereins beschlossen.

Das Netzwerk Baukultur

- trägt dazu bei, dass die Städte und Gemeinden in Niedersachsen lebendige Orte der Veränderung bleiben, mit eigenständigen Profilen und unverwechselbaren Identitäten
- bündelt die verschiedenen baukulturellen Akteure im Verein, um zu einer gemeinsamen Willensbildung beizutragen
- engagiert sich für die Verbesserung der gebauten Umwelt und steht für mehr Qualität und Kreativität im Planen und Bauen, sowohl in den Prozessen als auch in der Umsetzung
- fungiert als Impulsgeber und öffentlichkeitswirksamer Interessenvertreter der Baukultur in Niedersachsen

- fördert den interdisziplinären Austausch, das voneinander Lernen sowie den kritischen Dialog seiner Mitglieder und bietet damit einen unmittelbaren Mehrwert für alle Interessierten
- organisiert sich im Verein und lebt von engagierten Mitgliedern, die aktiv das Netzwerk mitgestalten
- steht allen institutionellen und ehrenamtlichen Akteuren der Baukultur offen und bündelt so die Ressourcen und das Engagement seiner Mitglieder
- entwickelt im gemeinsamen Handeln eigenständige Projekte und Veranstaltungen, die die Baukultur in Niedersachsen weiter profilieren

Der Beitritt zum Netzwerk Baukultur in Niedersachsen e. V. steht allen baukulturell aktiven und interessierten Institutionen und Einzelpersonen offen.

Sie bringen sich und Ihre Ideen in das Netzwerk ein, weil Sie Lust am Austausch über baukulturelle Qualitäten in Niedersachsen in Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft haben. Sie möchten Ihre Belange in aktuellen Planungen und Realisierungen vertreten sehen. Für Sie bedeutet Baukultur Lebensqualität, auf die jede Bürgerin und jeder Bürger ein Recht hat.

Seit 2011 reist das Netzwerk Baukultur in Niedersachsen auf Anregung des Arbeitskreises »Schaufenster« mit auffällig gestalteten roten Kuben durch ganz

Niedersachsen. Von Osnabrück bis Wilhelmshaven, von Oldenburg über Hannover bis Königslutter präsentiert sich das Netzwerk und sammelt Ihre Anregungen. Diese Arbeit kann durch umfangreiche finanzielle Unterstützung vieler Förderer und Interessierter vor Ort realisiert werden. Sie fördern die Bekanntheit des Netzwerkes durch Ihre Einladung zu Veranstaltungen. So wird die Idee des Netzwerk Baukultur in ganz Niedersachsen verbreitet.

Aktuelle Informationen zum Netzwerk Baukultur in Niedersachsen e. V. finden Sie im Internet: www.baukultur-niedersachsen.de

Herausgeber

Projektleitung im Niedersächsischen Ministerium
für Soziales, Gesundheit und Gleichstellung
Birgit Leube
www.ms.niedersachsen.de

Projektleitung in der Architektenkammer Niedersachsen
Lars Menz
www.aknds.de

Organisation und Redaktion Lars Menz

Gestaltung Karin Dohle, Braunschweig

Fotos Kai-Uwe Knoth, Langenhangen

Titelbild Zeppelin Universität Friedrichshafen, as-if Architekten, Berlin | Foto: Andreas Meichsner

Druck Bruns Druckwelt, Minden

September 2017

Diese Broschüre darf, wie alle Broschüren
der Landesregierung, nicht zur Wahlwerbung
in Wahlkämpfen verwendet werden.





Niedersachsen

Niedersächsisches Ministerium für Soziales, Gesundheit und Gleichstellung

Hannah-Arendt-Platz 2
30159 Hannover
Telefon 0511 120-0
Telefax 0511 120-4298
www.ms.niedersachsen.de



Architektenkammer Niedersachsen

Friedrichswall 5
30159 Hannover
Telefon 0511 28096-0
Telefax 0511 28096-19
info@aknds.de
www.aknds.de